

15L-062 2253

Schlesischer Musenalmanach

Halbjahrsbücher

für

Dichtung, Literaturgeschichte,
Buchkritik und Unterhaltung,
Organ des Logau-Bundes

Herausgegeben von

Wilhelm Wirbisch

Vierter Jahrgang

II. Halbjahrsband

Motto: Schlesiengrube! Nicht taubes Gestein
brachte uns allen die Arbeit dein.
Blinkende Körner von Schlesischem Gold
schaffst du uns Licht. Nun sind wir dir hold.
Geheimrat Schiller,
Leiter des Oberschlesischen Museums in Gleiwitz



Schlesiengrube D/S. 1918
Schlesischer Musenalmanach-Verlag

219839. 1918/2
II

Die epische und lyrische Literatur hat vor der bildenden Kunst (Malerei und Plastik), der dramatischen und auch der Musik eins voraus: Sie begleitet den Menschen in seine Einsamkeit wie keine andere. Mit einem Gedicht, einer Novelle, ist der Mensch so innig und so ungestört vereinigt, wie mit keinem anderen Kunstwerk. Keine andere Kunst kann deshalb so wahrhaft „volkstümlich“ sein, kein anderer Kunstgenuss ist so — billig, denn, um eine Sinfonie zu hören, muß man alle Umstände eines Konzertbesuches auf sich laden, um ein Gemälde oder eine Skulptur zu sehen, muß man reisen, oder zum mindesten in ein Museum gehen. — Die Werke unserer Dichter aber begleiten uns eigen- selbst in unsere stillsten Stunden.

Bertold Burgbaum.

Herzula Wallis
Simplicissima, ul. Roma 4
21.12.1862. 51-21.
(12)





Still träumend liegt, durchhuscht von kühlen Schauern,
 Der alte Klosterhof im Mittagslicht . . .
 Die Sonne fingert an den riss'gen Mauern, —
 So streicheln Kinderhände weich und lind
 Großmutter's welkes Runzelangeficht.

Der Brunnen schläft . . . Nur hin und wieder klingen
 Die Silbertropfen auf verwasch'nem Stein;
 Und aus den offenen Fenstern summt ein Singen,
 Als seufzt' im Torgewölbe leis der Wind,
 Als wimmerte im Turm das Glöcklein fein.

Ein uralte Weiblein schlurft mit müden Tritten
 Den Hof entlang . . . Kommt die Vergangenheit
 Verwittert, spinnwebgrau dahergeschritten? —
 Da draußen auf der Gasse jauchzt ein Kind,
 Da flutet laut und bunt die neue Zeit . . .

Paul Grabowski.

An alle Freunde des Schlesischen Musenalmanachs!

o wäre der vierte Jahrgang glücklich zu Ende geführt! Eine böse und schwere Arbeit war es, eine Arbeit, von der nur die annähernd eine kleine Vorstellung erhalten haben, die den Herausgeber persönlich dabei aufgesucht hatten. Im Frieden hat so mancher Kunstjünger es gewagt, ein ähnliches Unternehmen ins Leben zu rufen und zu erhalten. Über die Gründung und den ersten, zugleich letzten Jahrgang kam aber keiner hinaus. „Der Herausgeber muß eine zähe Natur besitzen“, sagten die Kritiker, die das Emporblühen des Musenalmanachs verfolgten. Und er hat sie auch, diese zähe Natur. Er wird sie auch weiter beibehalten. Im dritten Jahrgange konnte das poetische Jahrbuch in zwei abgeschlossenen Bänden erscheinen, ebenso im vierten. Trotz der von Vierteljahr zu Vierteljahr steigenden Papierpreise — gegenwärtig ist das Papier sechs Mal teurer als im Frieden, — trotz der fortwährend steigenden Löhne ist der Preis des einzelnen Bandes immer derselbe geblieben. Beim letzten Jahrgange hat der Verlag, trotzdem die Auflage bei weitem nicht ausreichte, reichlich zugefesselt. Soll das so weitergehen? Nein! Niemand wird es mißbilligen, wenn darum, — um das Unternehmen überm Wasser zu halten, — der Verlag den Preis des einzelnen Buches dieses Mal um 50 Pfennig erhöht hat. Die empfindliche Papierknappheit gebot auch dieses Mal eine Kürzung des Inhalts. Die Bilderzahl mußte verkleinert werden. Die Rubriken „Heimatgrüße,“ „Der feine Buchhandel,“ „Notizen“ und „Humor“ mußten leider auch ein Opfer der Papierknappheit werden. Trotzdem hat der Herausgeber an seinem System weiter festgehalten.

„Der Schlesische Musenalmanach bietet wieder eine Fülle lyrischer und Prosadichtungen, sowie literarhistorische und kritische Aufsätze, deren Verfasser einen gemeinsamen Wesenszug offenbaren: innige Liebe zur schlesischen Heimat, eine feste nationale und religiöse Gesinnung, Ernst und Würde in der Auffassung des dichterischen Berufes.“ So urteilte die „Schlesische Zeitung“ über den letzten

Band. „Liebe zur heimatlichen Scholle und gesundes Urteil in der Auswahl seiner Beiträge zeichnet den Schleffischen Musenalmanach aus. Die Abteilung Buchkritik trifft den Nagel auf den Kopf,“ kritisierte „Die schöne Literatur“ (Professor Dr. Ed. Zarncke in Leipzig). Im Eichendorffkalender 1918 schrieb Professor Dr. Wilhelm Rosch in München: „Wirbikys Almanach entwickelt sich als poetisches Jahrbuch immer kräftiger. Konnte man anfangs noch zweifeln, ob sich das Unternehmen durchsetzen würde, so erscheint es mir jetzt nach dem dritten Jahrgange (1917) eine feststehende Tatsache, daß die Halbjahrsbücher eine gesicherte Zukunft besitzen. Der Stab der Mitarbeiter vergrößert sich, und die Beiträge selbst, immer kritischer gesichtet, bekunden auch inhaltlich die Aufwärtsbewegung des schön ausgestatteten Almanachs.“

Liebe Freunde! Es wurden nunmehr einige Kritikauszüge angeführt, um zu zeigen, daß unser Unternehmen trotz des Krieges auf der Höhe steht. Im Frieden, wenn alle Dichter und Kunstfreunde, die da draußen unser heiliges Vaterland schützen helfen, heimgekehrt sein werden, dann soll sich der Almanach zu noch weiterer Höhe emporheben. Dann soll der Umfang wieder größer, der Preis kleiner, die Ausstattung besser werden.

Viele, große und übergroße Opfer haben wir alle gebracht, um zu zeigen, daß unser Vaterland nicht untergehen darf, daß unser großes und heiliges Vaterland, das wegen seiner Erfolge, seiner Errungenschaften, seiner Helden, seiner treu ergebenen, zähen Bevölkerung in der Welt einzig dasteht, unüberwindlich ist.

Fast die ganze Welt haben wir bezwungen. Schon krümmt sich vor Todesweh der teuflische Krämer, der mit Lug und Trug charakterlose Gesinnungsgegnossen in seinen Bannkreis zog, um den friedlichen, gemüthlichen, harmlosen Germanen aus argem Neid zu vernichten. Er wollte es, kann es aber nicht. Vier lange, schwere, blutige, entbehrungs-, tränen- und opferreiche Jahre haben wir durchgehalten. Manchmal dachten wir, es geht nicht mehr. Und es ging doch mit eherner Zähigkeit, mit heiligem Mut. Nun sind wir am Ende. Der größte Lump aller Lumpen röchelt, und unser geliebtes Deutschland triumphiert. Mitleidlos.

Der Friede kommt. Er ist da. Er wird uns das entlohnern, was wir schwer und bitter geschafft haben. Der Herr hat uns

geprüft. Der Herr nimmt uns wieder in seine Arme. Er heilt die Wunden, er trocknet die Tränen, er läßt uns das finden, was wir verloren haben: Frieden um uns, in uns!

Das Jahr 1918 wird und muß in der Weltgeschichte einzig dastehen. Stolz müssen wir sein, daß wir Zeugen der gewaltigsten Vorgänge, die je die Welt erlebt hatte, waren. Vergessen wir nie diese Tage! Seien wir niemals kleinlich und undankbar unserem Vaterlande, das uns durch seine Söhne errettet hat gegenüber einer nie gekannten Übermacht. Es wäre dies gräßlicher Verrat! Lebt wohl! Im nächsten Jahre sehen wir uns hoffentlich alle wieder. Es wird dann schon vieles anders und besser sein. Eure Gesichter werden viel freundlicher blicken. Lebt wohl! Bleibt uns treu und bringt neue Freunde mit! Grüß Gott!

Schlefiengrube, Ostern 1918.

Wilhelm Wirbischy.





Musikbeilage zum Schlesischen Musenalmanach 1918 II. (4. Jahrgang.)
 Nachdruck verboten.
 Alle Rechte vorbehalten.

Silesia.

Gedicht von Paul Grabowski.

Mäßig belebt.

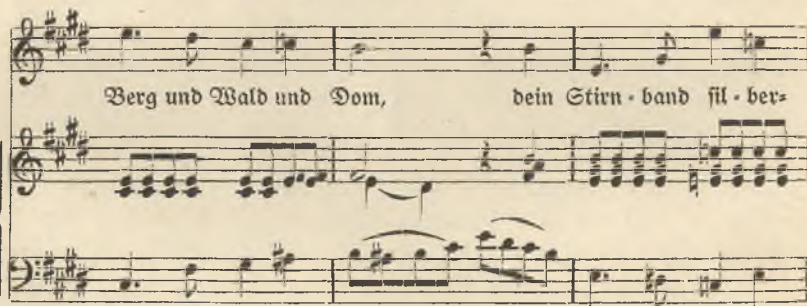
Karl Fleischer, op. 6.

Gesang :



(mf) 1. Du winkst mir glück · ver · hei · ßend mit

Klavier :



Grün-berg ran-ken Re-ben an sanf-ter Hü-gel

cresc. *cresc.*

Rand, Si-le-fi-a soll le-ben, mein

(f)

ten-res Hei-mat-land! Si-le-fi-a soll

(f)

(breiter.)

le - ben, mein teu - res Hei-mat-land !

a tempo.

(breiter.)

1.—4. Strophe. Schluß.

2. Es

(ruhig.)

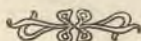
1.—4. Strophe. Schluß.

2. Es wogt auf deinen Auen
Ein gold'nes Ahrenmeer,
In duff'ger Ferne blauen
Die Berge stolz und hehr;
Und Sang und Sage weben
Um ihre schroffe Wand, —
R.: Silesia usw.

3. Wohl wachsen keine Palmen
Aus deinem heil'gen Grund,
Doch tausend Effen qualmen
In arbeitsfroher Rund',
Wo schwiel'ge Hände heben
Den schwarzen Diamant, —
R.: Silesia usw.

4. Die Mädchen voller Schöne,
An Jugend reich die Frau'n,
Und knorrig deine Söhne,
Wie Eichen anzuschau'n,
Die auf zur Sonne streben
Am grünen Oderstrand, —
R.: Silesia usw.

5. Oh' meinen müden Händen
Entsinkt der Wanderstab,
Will ich mich heimwärts wenden,
Wo ich die Ruhstatt hab'.
Mag auch mein Geist entschweben,
Mein Leib verweh'n wie Sand, —
R.: Doch du sollst ewig leben,
Mein teures Heimatland !





Unter den Lauben.

Alte Pfeiler, breite Bogen,
In den Hallen hängt's wie Schatten,
Helle Streifen nur gezogen
Hat der Tag auf Stein und Platten.
Und ein Lüftchen hascht behende
Nach den rost'gen Deckenringen.
Für die staubverhangenen Wände
Möcht's ein sonnig Grüßlein bringen.

In den Angeln Tore hängen,
Riegelfeste Trutzgestalten;
Vor den dämmrig grauen Gängen
Schützend sie die Wache halten.
Und manch Schild aus alten Zeiten
Ladet ein zu kühlem Tranke,
Ründet tausend Heimlichkeiten
In des Kaufmanns braunem Schranke.

Hauch vergessener ferner Tage
Webt um Pfeiler, Tor und Schilder.
Weit, so weit. Verklung'ne Sage —
Stolzer Zeit vergilbte Bilder.



Am alten Hammerwerk.

Ein Häufchen Hütten am Waldes-
rand.
Am Wege Felder aus dürrer Sand.
Dünn steh'n die Halme im Sommer-
glüh'n,
Hier rot, dort blau Feldblumen
still blüh'n,
Und unter dem Wehr mit morschem
Bein
Ein Bächlein rinnt, so sädchenfein.
Alles gar arm, bescheiden,
Märchen auf stiller Heiden.
Und unterm Dache so braun, so breit
Träumt Rinn' und Radwerk von
schöner Zeit:
Da schoß das Wasser und sprühte hell,
Und war nie träge, flink stets zur Stell'.
Und lieb dem Hammer die Wucht,
die Kraft,
Und hat dem Dörfler sein Brot ge-
schafft.

Ein rostig Glöcklein im Werkturm
hoch,
Das kennt die Tage, die lauten noch,
Die alten Zeiten mit gutem Gold,
Mit Hast und Jagen nach rotem
Gold.

Es rief zur Schicht,
Zu Tat und Pflicht.

Nun starrt es trüb zum Schlacken-
hang.
Ein Lüftchen rüttelt's, da geht's
ohn' Klang
Und nicht herüber zum Haldenstein:
Wir wissen es, nur wir allein!..
Vom Schlackenhügel es blizt und
gleißt —
Ein altes Liedchen, der Anfang
heißt:

Es war einmal!
Es war . . . einmal . . .

O lang ist's her,
Raum weiß mans mehr . . .



Der Dichter.

Von Elfriede Gärtner.



Nahezu zwei Monate hatte Martin Reichardt in dem friedlich trauten Kurort Braunsbach Ruhe und Erholung gesucht, ohne die verlorene Nervenkraft und Lebenslust wieder zu erlangen. Seine Freunde daheim wähten, daß der häufige Ärger im Amt, die seit Kriegsbeginn erheblich gesteigerte Arbeitsleistung und all' die Aufregungen und Entbehrungen der schweren Gegenwart den noch auf des Lebens Höhe Stehenden so völlig aus dem Gleichgewicht gebracht hätten. In Wahrheit aber trug ein ganz anderer Umstand die Hauptschuld an seinem Zusammenbruch. Martin Reichardt war mit sich selbst in Zwiespalt geraten; der Stern, der von Jugend auf über seinem Leben geleuchtet und mit wunderhellem Schein in manch dunklen Tag hineingestrahlt, war erloschen. Reichardt hatte keine Freude an seinem dichterischen Schaffen mehr, war im Begriff, die geliebte Arbeit, die seine Mußezeit mit edlem, reichem Inhalt erfüllte, zu der er sich innerlich mehr berufen gefühlt als zu seiner Amtstätigkeit, ganz und gar aufzugeben. Ursprünglich entquoll sein künstlerisches Wirken einem unaufhaltsamen, inneren Drang, dem reinen Wunsche, von den Gedanken, Träumen und Bildern, die sein Geist in gesegneten Stunden stillen Schauens und Sinnens empfangen, fremde Seelen zu beschenken, sich ihnen mittheilsam und gebefroh zu erschließen. Er glaubte an des Dichters gottgeweihte Sendung, an die heilende, erlösende, adelnde Macht des von Herzen kommenden Wortes. Ohne Selbstüberhebung wähte er sich dazu bestimmt, den Menschen mit seinen Gaben zu dienen, und keine Enttäuschung, kein Fehlschlag, keine Zurückweisung vermochten seinen Eifer zu vermindern und ihm das stolze Bewußtsein zu rauben, zu einer hohen, priesterlichen Aufgabe erkoren zu sein. Daß er oft inmitten seiner Freunde unverstanden und allein stand, daß sie seinem Streben und Hoffen wenig Theilnahme erzeigten und seine Schöpfungen häufig mit einer flüchtigen Bemerkung übergingen, schmerzte ihn wohl manchmal, aber das heimliche Glück, das ihm aus dem stillen Werden

jeder neuen Arbeit erblühte, entschädigte ihn tausendfach für die wehen Erkenntnisse der Wirklichkeit. Wenn sein Singen und Sagen nur dann und wann einen Widerhall weckte, wenn irgend eine suchende Stelle in ihm einen Verater und Gefährten fand, wenn es ihm nur manchmal gelang, die trüben, schleichenden Stunden eines kranken Dulders lindernd zu verkürzen oder einem daseinsmüden Alten einsame Abende zu erhellen, dann hielt er sich für reich belohnt und gesegnet. Eines Tages trat eine Wandlung in seinem Leben und Schaffen ein. Dem Drängen praktisch gestinnter Verwandter folgend, hatte Martin einen Stoff verwendet, der ihn selbst wenig angezogen, den er aber geschickt ausgestaltet günstig anbrachte, und der ihm ein ansehnliches Honorar und lauten Beifall eintrug. Ehrgeiz und Eitelkeit erwachten und raunten ihm zu, daß seine Verater eigentlich recht hätten. Warum sollten seine Gaben abseits im Schatten verkümmern? Wozu diente aller Fleiß, wenn Gold und Ruhm seinem Schaffen versagt blieben, wenn er in törichter Schwärmerei sein Bestes ohne Berechnung an die Menge verschwendete, die seine Eigenart doch nicht verstand? Dem ersten gelungenen Versuch, dem Geschmac der Allgemeinheit entgegen zu kommen, gefellten sich viele weitere hinzu, und der bald bekannt gewordene Verfasser arbeitete fieberhaft geschäftig und jagte immer neuen Erfolgen nach. Die wachsenden Einnahmen, die so manche Luxusausgabe decken halfen, wurden ihm rasch unentbehrlich. Von der allgemeinen sichtbaren Anerkennung verblendet, zollten ihm nun auch die Freunde die Wertschätzung, die sie einst seinem weit gediegeneren, vornehmeren Schaffen versagt hatten. Daß aber alle die bewundernden Schmeicheleien ihn nicht halb so befriedigten wie die Würdigung, die er einst von Seiten einiger ernst prüfender, feinsinniger Kenner erfahren, konnte sich Reichardt nicht verhehlen. Er war mit seinen Schöpfungen meist selbst nicht einverstanden; denn sein Herz hatte oft gar keinen Anteil mehr an seinem Dichten, er hatte es zu sehr gelernt, nur danach zu fragen, was wird den Leuten gefallen, was verlangt die Modeströmung. Um so härter traf es den verwöhnten Günstling des Publikums, als ihm die Fachkritik dann und wann mit Tadel und Ironie gegenüberzutreten begann, als sich seine Anhänger nach und nach mit regerem Interesse neu auftauchenden Talenten zuwandten. Hier und da wurden Stimmen hörbar, die ihm leichte Vielschreiberei, Mangel an Innerlichkeit vorwarfen. Am Morgen erst hatte er wieder solch eine abfällige Besprechung über

seinen letzten Roman gelesen und das Zeitungsblatt mit einem zornigen Aufschlachen zerknüllt zu Boden geworfen. Wenn sie wenigstens ungerecht gewesen wären, alle diese vernichtenden Urtheile, vielleicht auf Angriffe neidischer Anfeindung zurückzuführen, dann hätte er sich innerlich darüber erheben und sie nichtachten können, so aber mußte er mit brennender Scham die Berechtigung der schroffen Urtheile anerkennen und litt darunter wie unter schmerzenden Stichen. Er war auf Abwege geraten; das wußte er längst, und nur durch eigene Schuld, nicht wie so manche, die im Kampf mit der Not sich selbst untreu werden und ihr Bestes verleugnen und unterjochen müssen. Für ihn gab es kein Weiterschaffen mehr. Den Pfad, der ihn so in die Irre geführt, konnte er nicht mehr wandeln, und für eine Rückkehr zur einstigen Schaffensweise hätte er sich erst den verlorenen, frohen Idealismus wieder erobern müssen, und dazu war Martin zu verändert und ernüchtert. Unter dem Druck der tiefen Verstimmung, die sein Gemüt belastete, hatte er auch in der grünen Stille von Braunsbach keine Genesung finden können, und nun war die Ferienzeit vorbei, nun saß er im Eilzug, der ihn aus dem walddumkränzten, schon im blauen Dämmer verschwindenden Hochland in die öde, dunstverhüllte Tiefebene zurückführte, den Bürden und Sorgen des heimischen Alltags entgegen. Martin Reichardt starrte müde und mißmutig zum Fenster hinaus auf die weiten, übersonnten Ackerflächen, die der Zug durchjagte. Als eine Wohlthat empfand er es, allein zu sein. Wenn nur in den folgenden Stationen niemand in sein Abteil stiege. Das Geschwätz eines mittheilsamen, redseligen Reisegefährten hätte er jetzt kaum ertragen können. Erschreckt und aufs unangenehmste berührt fuhr er aus seinen Grübeleien auf, als an der nächsten Haltestelle der Schaffner die Thür aufriß und eine Dame hineinließ. Martin nahm sich vor, sie gar nicht zu beachten und nur einer kurzen, prüfenden Betrachtung zu unterwerfen. Die neue Mitreisende war eine zarte, gewinnende Erscheinung mit noch fast kindlich weichen Zügen, die jedoch schon Spuren durchlittener Schmerzen zeigten. Ihre schwarze Kleidung und der goldene Doppelring an ihrer Rechten kennzeichneten sie als Witwe. Wie sie so in die jenseitige Fensterecke gelehnt mit leicht geneigtem Haupt ernst sinnend niederblickte, bot sie ein so liebliches Bild dar, daß Martin Reichardts Blick wie gebannt daran haften blieb und sein Zorn über den unerwünschten Eindringling rasch verfloß. Die junge Frau verharrte nicht lange in der Stellung

stillen Vorfichinträumens. Mit rascher Bewegung richtete sie sich empor, entnahm ihrer Handtasche ein Buch und vertiefte sich eingehend hinein. Es war offenbar eine sehr reizvolle Lektüre; denn bald ging ein Leuchten wie Morgenhelle über das beseelte Gesicht und verscheuchte die Schatten der Wehmut.

„Beneidenswerter Verfasser, dessen Arbeit solche Sonnenstimmung auszulösen vermag,“ dachte Martin Reichardt, und so lebhaft war sein Wohlgefallen an der anmutigen Fremden, und seine Neugier, zu erfahren, was sie so fesselte, daß er, der in vornehmer Zurückhaltung sonst nie mit Reisegenossen Gespräche anknüpfte, diesmal nicht umhin konnte, die andächtige Leserin anzusprechen. „Verzeihen Sie eine Frage, gnädige Frau, wie heißt das kleine Werk, das Sie lesen? Es scheint sehr anziehend zu sein, und ich bin ein großer Bücherfreund.“ Evamarie, die gern jede Gelegenheit wahrnahm, um dem ihr so wertvollen Büchlein neue Freunde zu werben, reichte es ihm hinüber. „Bitte, sehen Sie es selbst an. Es ist eine Sammlung von Versen und Aufsätzen, die mir sehr lieb geworden ist und es verdiente, allgemein bekannt zu werden,“ sagte sie mit schlichter Freundlichkeit. Martin Reichardt verneigte sich dankend, schlug eine Seite auf und konnte nur mühsam seine Überraschung verbergen. Das war ja sein erstes Buch: „Sonnengold und Seelenfrieden,“ das er noch unter dem Decknamen Klaus Rittland veröffentlichte, und das ihm einst manch warmes, beglückendes Lob und eine kleine, feine, herzenslautere Gemeinde verschaffte, ohne aber weitere Verbreitung zu finden. Seit Jahren hatte er es nicht mehr in die Hand genommen, und nun strömte eine Fülle von Erinnerungen auf ihn ein. Wie aus einem Traum heraus hörte er die sanfte Stimme der Fremden: „Ich habe in schweren Tagen reichen Trost aus dem Büchlein geschöpft. Es hat mit Mut und Kraft eingeflüßt, als ich ganz verzagt und elend war.“ — „Hat der grausame Krieg Ihnen so viel bitteres Weh gebracht?“ fragte Martin Reichardt von innigem Mitleid ergriffen. Die junge Frau gewährte den Ton ehrlicher Anteilnahme, der aus dieser Frage klang, und faßte Vertrauen zu ihm. „Der Krieg hat mir all’ mein Glück zerstört,“ kam es leise von ihren zuckenden Lippen, und gleich darauf fügte sie, um den aufquellenden Tränen zu wehren, tapfer hinzu: „Als bestes Heilmittel habe ich ernste Pflichten übernommen, hätte mich aber kaum wieder so weit zurecht gefunden, wenn dies Buch nicht wäre, das Tag und Nacht auf meinem Tisch liegt und

nich besser und stärker gemacht hat.“ — Martin Reichardts Seele erzitterte in heißer, heiliger Freude. Er gedachte einer Äußerung seines Braunsbacher Hausgenossen: „Was treibt uns eigentlich zu künstlerischem Schaffen? Es soll unserer Eitelkeit und Gewinnsucht dienen. Wir wollen Geld und Ruhm erringen. Sonst hat alles keinen Zweck.“ Wie waren diese bitteren Worte des kühlen Spötkers, die ihn damals peinvoll getroffen, die er aber ohne Widerspruch übergangen hatte, durch das holde Erlebnis dieses Nachmittags vernichtend widerlegt worden!

„Wenn Dichtern oft eine so segensvolle Macht über fremde Gemüther verliehen wäre, dann dürfte man ihr Los als ein bevorzugtes preisen,“ setzte Martin Reichardt das ihn völlig gefangennehmende Gespräch fort. Evamarie wurde lebhaft. „Wir erscheinen sie als die Begnadetsten der Menschen,“ entgegnete sie; „denn sie leuchten in unser Leben hinein, und es ist ihr herrliches Geschick, vieler Unbekannter Freund zu werden und manch eine Heimat zu haben, von der sie nichts wissen, und wo man sie doch jederzeit in Liebe und Vertrauen willkommen heißen würde und sich glücklich schätzen, ihnen nur einmal danken zu können für all das Hohe und Schöne, das sie aus ihrem inneren Reichtum gespendet haben.“ Mit entzücktem Staunen betrachtete Martin Reichardt das von edler Begeisterung erglühende Gesicht der jungen Frau. „Vielleicht lernen Sie Klaus Rittland einmal kennen,“ sagte er, „es gibt ja manchmal freundliche Fügungen.“ Aber Evamarie schüttelte den Kopf. Diese Freude werde ihr wohl nie zuteil werden, meinte sie, doch ein Bild von ihm wolle sie zu erlangen suchen für ihren Dichterwinkel neben dem Bücherschrank. — „Ich stelle ihn mir als einen alten Herrn vor,“ bekannte sie, „mit weißem Haar und einem klugen, gütigen Gesicht“. — Martin Reichardt lauschte ihr mit feinem Lächeln. Sollte er sich zu erkennen geben? Die Verlockung regte sich stark. Aber er widerstand ihr nach kurzem Schwanken. Um Ende würde er der lieben, kleinen Schwärmerin nur eine Enttäuschung bereiten. Verschwiegen gab er sich dem Zauber dieser seltsamen Begegnung hin und genoß die flüchtige Glücksstunde wie ein köstliches Geschenk, wie einen heilenden Trank. So blieben sich die beiden Fahrtgenossen, die einander, ohne es zu ahnen, so viel gegeben hatten, äußerlich fremd. Nur beim Scheiden — Evamarie mußte an einem verkehrreichen Knotenpunkt einen anderen Zug nehmen — drückten sie sich warm die Hand, wie rechte Freunde,

und Martin Reichardts Blicke folgten der Davoneilenden unverwandt, bis ihre schlanke, schwarze Gestalt in dem flutenden Getriebe des Bahnhofes untertauchte. Ihm war feierlich zu Sinn, als sei ihm ein Wunder geschehen, als habe ihn in dem schönen, jungen Geschöpf strahlenden Auges seine eigene Jugend begrüßt, sein entschwundener Herzensfrühling, dem er in heimlicher Sehnsucht nachgetrauert und der nun leise, leise wieder erwachte und Vieles neu erblühen ließ, das die letzten Jahre verschüttet und ertötet hatten. Martin Reichardt glaubte wieder an des Dichters heilige Bestimmung; er wußte ja ein herzliebes Menschenkind irgendwo im deutschen Land, das seine Botschaft dankbar aufgenommen und ihm daheim eine Stätte bereiten wollte, und am Ende gab es noch da und dort ein Herz und ein Haus, das sich ihm aufgetan. Seine Losung hieß nun, weiter schaffen, aber schaffen wie einst, unbeirrt von den Stimmen der Welt, nur nach innen lauschend und dem Ruf des Engels folgend, der da gebietet: „Schreibe!“ Vielleicht war es ihm dann wieder einmal beschieden, in anderer Leben hinein zu leuchten, suchenden Seelen ein Licht zu entzünden, auf daß sie Pfade des Friedens fänden. Das würde nun wieder ein helles, getrostes Wandern werden auch durch das dunkle, dornige Tal der Gegenwart. Als ein Genesener kehrte Martin Reichardt heim.





Aus stillen Stunden.

Gedichte von Paul Grabowski.

Im Vorübergehen.

Du hast mich freundlich angeblickt,
Nur flüchtig, im Vorübergehen . .
Doch ist mein Herz so hochbeglückt,
Konnt' ihm nichts Lieberes geschehen.

Die Welt voll Glanz mit einem Mal,
Da lächelnd mir das Glück begegnet;
Mein Aug' trank deines Auges
Strahl, —

Der ganze Tag ist mir gesegnet!

Sonnenscheiden.

Nun ist im West, wo still die Sonn' verglüht,
Des Abends Rosengarten aufgeblüht.

Krauswölkchen hängen hoch in sel'ger Freud',
Wie Purpurblüten, die der Wind verstreut.

Die Bäume stehen stumm im roten Schein
Und staunen dunkel in die Blut hinein.

In fernen Fenstern loht der tiefe Glanz,
Versichert sacht im schwarzen Wälderkranz.

Mein Aug' taucht groß und durstig in die Pracht —
Und trinkt sich satt für eine lange Nacht!

Abendrot.

Des Abends purpurn Segel bläht
Sich riesenhaft im West;
Ein blaßes Sternlein schüchtern späht
Durchs wirre Baumgeäst.

Nun gleitet leis des Tages Rahn
Mit seiner Rosenfracht
Auf goldumsäumter Wolkenbahn
Ins dunkle Meer der Nacht . . .

Zwei Nottornos.

I.

Der Mond hängt überm Rampe
In silberblasser Pracht,
Wie eine ew'ge Lampe
Im blauen Dom der Nacht.

Nun wandelt Sternenpfade
Die Seele wunderleis
Und trinkt am Born der Gnade
Und singt des Höchsten Preis.

Rings rauscht's wie Engelsflügel,
Wie heil'ge Melodien;
Am Himmelstrand die Hügel
Gleich stummen Vetern knien . . .

II.

Durchglüht von ungezählten Sternensfunken
 Der Himmelstuppel dunkelblaues Glas . .
 Ein feines Grillenstimmchen klirrt im Gras,
 Nachtfalter taumeln lautlos, düstetrunken.
 Wie Elfenschleier webt's um dunkle Bäume,
 Fern hallt's wie einer Seele Sehnsuchtschrei . .
 Und bunt bewimpelt wallen still vorbei
 Die schwerbelad'nen Schiffe meiner Träume.

Frühlingslust — Winterleid.

Wenn im Walde süß die Drossel lockt,
 Wenn's vom wilden Kirschbaum Blüten flockt,
 Wenn's auf jedem Raust und Raine blüht,
 Wenn das Blut uns in den Adern glüht, —
 Dann ist's Frühlingszeit,
 Voller Seligkeit,

Ist der jungen Liebe schönste Zeit!

Wenn die Herzen schlagen stark und warm,
 Wenn der Bursch sein Mädel hält im Arm,
 Wenn sich jedes Pärchen baut sein Nest
 Und die Fiedel jubiliert zum Fest, —
 Dann ist's Frühlingszeit,
 Voller Seligkeit,

Ist der jungen Liebe schönste Zeit!

Doch die Lenzeswonn' entflieht so schnell,
 Und die Sommersonne brennt so grell,
 Und des Herbstes Atem küßt so rauh,
 Löscht das Farbenspiel in Feld und Au, —
 Dann kommt Winterzeit,
 Voller Herzeleid,

Kommt die wehe, weiße Einsamkeit!

Stimmungsbild.

Herbstfahle Bäume säumen meinen Weg,
 Und Nebel wallen überm Wiesenplan;
 Im Feldgehölz quarrt ein Fasänenhahn
 Und schlägt zum Schlaf sich tiefer ins Geheg.
 Ein später Krähenschwarm mit heiserm Schrei
 Streicht beutellüstern schwarz und träg vorbei. —
 Ein einsam Hirtenfeuer glüht am Hang,
 Schon spinnt die Dämmerung ihr grau Gewand,
 Ein letztes, leises Licht huscht übers Land,
 Und fern noch jauchzt ein heller Kinderfang.

Herbst in der Heimat.

Nun grüßt die Heimat wieder herbstlich bunt,
 Als hätte sich der Sonne glutvoll Drangen
 In ihrem weiten Wipfelmeer versangen
 Und Gold gestreut auf ihren grünen Grund.
 Das ist ein Flammen rings, ein stilles Glüh'n,
 Ein schönheitsstrunk'nes Prunken und Verfärben,
 Ein farbensattes Lodern vor dem Sterben,
 Als wollt' die Erd' ihr Herzblut all versprüh'n.
 Hell über allem wonnig-lichter Schein, —
 Leis tropft's wie Gold und Pupur von den Zweigen,
 Der Himmel selb'ig blau, — rings tiefes Schweigen:
 Da bett' ich all mein heißes Wünschen ein,
 Und über mich kommt großes Stillesein!



Blondes Mädel.

Wem ein blondes Mädel blüht, — Und wie gut zum lichten Haar
 Ei, dem möcht' ich's meiden! Steht der Augen Bläue!
 Blondes Mädel hat Gemüt, Aus den Sternen wunderbar
 Mag's drum gerne leiden! Strahlen Lieb' und Treue.

Reifen Weizenähren gleich Blondes Mädel ist so hold,
 Glänzen Liebchens Locken, Mag's drum gerne haschen, —
 Und die Zöpf' sind lang und weich Trägt den Scheidel voller Gold,
 Wie der Flachs am Rocken. Sind auch leer — die Taschen.



Aphorismen.

I.

Wie kommt's, daß in der Schule
 [selten
 Doch jene Kinder etwas taugen,
 Die da in ihrer Mütter Augen
 Als wahre Wunderkinder gelten?!

II.

Ob wir den Fehlern auch der einen
 Schnell das Verdammungsurteil
 [sprechen,
 Der andern Mängel uns erscheinen
 Als kleine, liebenswürdig'ge Schwächen!

III.

Nicht immer ist der Stirnesenker
 Zugleich auch ein — Denker,
 Nicht jeder Himmelsgucker
 Ein Frömmeler und Mucker!

IV.

Spricht man ein Wort in gutem Sinn,
 Das kommt an seinen Ort nicht hin;
 Doch jedes unbedachte Wort,
 Eilt schnell auf tausend Füßen fort!



Die Chronik von Sonnengrund.

Aus „Sonnengrund“, dem allerneuesten Roman
von Wilhelm Wirbisky.

Der Sommer war mit Ährengold und Wiesengrün, Bienengesumm und Wachtelschlag auf die Erde gekommen. Den Leuten von Sonnengrund war es bisher immer ganz gleich gewesen, ob es Frühling oder Sommer, Sommer oder Herbst, Herbst oder Winter war. Vor letzterem hatten sie ein wenig Furcht der Kälte wegen. Im Frühling hatten sie ebenso Kummer und Hunger wie im Sommer, im Sommer ebenso wie im Herbst und im Winter. In diesem Jahre aber war es anders, ganz anders.

„Die Drei da oben, die hat Gott in letzter Stunde gesandt!“ so rief die alte Schnurpfeilin. Und die Seilerschmuhme Raul ergänzte: „Mein Mannla wird seine zwei Jahre wohl mit Peter abbrumma. Für unsereins und die Zwölfe ober is doch amol gesurgt.“ Vielen Familien, die sich nahe am Rande der Verzweiflung befunden hatten, war geholfen worden. Rantor Fröhlich arbeitete jedes Mal den Plan aus, wie jede einzelne in Frage kommende Person oder Familie gerettet werden konnte. Die Frau Gräfin gab die Mittel und Else Edelmann ging in die Häuser, um den Armen, Verlassenen Trost und Erlösung zu bringen.

Es gab viel, ja sehr viel zu tun. Um über seine Arbeit einstens Rechenschaft abzulegen, schrieb Rantor Fröhlich nunmehr eine Chronik.

„Die Chronik von Sonnengrund“, so lautet der Titel. Auf der ersten Seite standen der Tag und das Jahr, da Jakob Fürchtegott Krispin Fröhlich, Rantor a. D., zur Zeit beamtet bei der Frau Eleonore Gräfin vom Sande auf Schloß Sonnengrund in den preussischen Sudeten, die Chronik angelegt hatte. Die zweite Seite blieb frei. Auf der dritten Seite konnte man die Worte aus Matthäus 22, 27—40 lesen: „Jesus aber sprach zu ihm: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben, aus deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deinem ganzen Gemüte. Dieses ist das größte und erste Gebot. Ein zweites ist diesem aber ähnlich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Darunter standen

die Worte aus dem Briefe an die Galater 6, 9: „Lasset uns also Gutes thun und nicht ermüden; denn zu seiner Zeit werden wir ernten, wenn wir nicht nachlassen.“ Die vierte Seite war wieder leer. Auf der fünften oben begann die eigentliche Chronik.

Rantor Fröhlich hatte bei Abfassung dieser Ortsgeschichte die Kunst des Historiographen mit der des Poeten vereinigt. Also las man da nicht zuerst als Einleitung, wie der Ort Sonnengrund entstanden ist, sondern: Was die Sonnengrunder Grimmbachbrücke erzählt.

Und er begann: „Vor etwas mehr als fünfundvierzig Jahren war es, als ich als Adjutant in diesem Dorfe, so Sonnengrundes genannt wird, einzog. Just so ein prächtiger Sommertag war es wie heut. Ich stand da zum ersten Male auf der steinernen Brücke, die über den Grimmbach führt. Ich war damals schon ein Eigener: fromm, verträumt, aber auch spaßig und ernst. Ich war jung bei alledem. Ich studierte aber schon das urewige Evangelium von der Güte des Schöpfers, von der Schönheit seiner Welt, von dem Glücke stiller, schlichter Menschen.

Ich schätzte die Poesie, liebte den Wandsbecker Boten ebenso wie Eichendorff und Eichendorff ebenso wie Justinus Kerner.

Ich stand auf der steinernen Brücke und lugte nach der kleinen Kirchturmhaube, nach dem murmelnden Bache mit den flüsternden Erlen am felsigen Ufer, nach der klappernden Mühle, nach der braunen, riesigen Felswand und den darüber jagenden lichten Wolken. Ein buntes Mosaik von Bildern entfaltete sich vor meinen Blicken. Ein buntes Mosaik von Stimmungsbildern durchzog mein Inneres. Ich stand auf der Brücke, schaute und sann. Und da wurde es mir gar seltsam in meinem Sinn. Dieser Fleck auf dem Kesselgrunde seiner grünen und felsigen Berge, dieses arme und stille Dörfchen hatte sich für ewig meine Liebe und Treue erobert. Zum Ufer schritt ich, löste die Schuhe von den Füßen, um am Rande des Baches zu baden. Und siehe! Der Bach wusch mir die Füße wie einstens Abraham den Gästen in seinem Hause. Dann setzte ich mich ins Gras und zwar so, daß ich die Brücke in ihrer ganzen Breite vor mir hatte. Und ich schaute sie an. Die kleinen Wellen murmelten und rauschten. Ein Schwälbchen strich über den Wasserspiegel. Eine Biene summt über meinen Fuß hinweg. Ich lag inmitten vieler schöner Blumen. Und über mir lauter weiße, kleine Wölkchen, kraus wie Engelköpflein. Ich schaute die Brücke an, wie alt und doch schön sie war. Halbbogen an

im Halbbogen überm Wasser und Halbbogen an Halbbogen im Wasser. Wirklichkeit und Spiegelbild im tiefgrünen Naß zeichneten prächtige Kreise. Und die wunderbare Patina! Heute ist dieser wertvolle Schmuck gefallen. Die herrliche Patina ist geschwunden. Man hat diese alte Brücke umgebaut, massiver gestaltet. Nur die Bogen, auf denen sie ruht, hat man gelassen. — — —

Also schaute ich sie an. Und es war mir, wie wenn sie auf mich zu kam und sich neben mich breit und behäbig ins Gras legte und mir lange, lange erzählte. Was sagte sie? —

Sie war alt, sehr alt, ja uralte. Wer war nicht über sie geschritten? Hunnen und Tartaren, Böhmen und Hussiten, Kroaten und Panduren, Kaiser, Könige und Bischöfe kamen von Prag über Sonnengrund nach Breslau. Damals war von Sonnengrund noch nichts zu sehen. Auf dem finsternen Berge nur, der sich wie eine riesige Giebelwand drohend am Ufer des Wassers erhebt, stand eine slawische Burg. Zum Schutze vor wilden Eindringlingen war sie errichtet worden. Räuber verjagten die wachenden Ritter und wurden bald der Schrecken des von Land zu Land ziehenden Kaufherrn. Nicht immer so grün wie heute war das Wasser des Grimmbaches. Oft färbte es sich rot. Und dann baute man die ersten Hütten. Sie gingen in Brand auf, wie auch bald die alte Burg auf dem Berggipfel ein gleiches Schicksal ereilte. Es kamen die Zeiten, da ein heiliger Bischof die Gegend durchzog und oben auf dem Gipfel ein Wallfahrtskirchlein erbaute und in den Altar ein Gnadenbild setzte. Zu dem Wunderbilde waren viele Tausende mit Gebet und Gesang hinaufgepilgert. Viele mit Krankheiten Behaftete, viele Unglückliche, viele Sünder hatten Heilung, Trost und Stärkung gesucht da oben bei der lieben Muttergottes. Und die heilige Marie oben auf dem Berge hatte sie erhört, geheilt und getröstet. Der Berg hieß fortan Kapellenberg. Unten, am Fuße des Berges, reihte sich an gewundener Straße über die Brücke hinweg in die weite schlesische Ebene hinein Häuslein an Häuslein, klein und dürftig. Auch ein kleines Kirchlein war errichtet worden. Da kam das fürchterlichste, das je dieser Fleck erlebt. Ein Edelmann, wer weiß wo her, war gekommen und hatte sich gewaltige Flächen Landes ohne weiteres angeeignet. Da, wo heut die Gräfin vom Sande wohnt, baute er sein Haus, eine feste Burg. Dieser Graf war ein Numensch. Unmäßig, unbändig in allem. Tagelang zog er mit seinen Gefellen auf Raub aus. Dann soff er, schändete er die Frauen und lästerte

er Gott. Fürchterlich! Das Wunderbild der heiligen Muttergottes nahm er aus dem gläsernen Schrein, zerriß es und warf es in den Wind. Die Kapelle wurde dem Erdboden gleich gemacht, ein Götterhain an ihre Stelle gesetzt und der Berg selbst nicht mehr Kapellen-, sondern Götterberg geheissen. Den Priester aber, der unten gerade im Dörfchen die hl. Messe las, tötete er, um ihn alsdann in den Grimmbach zu werfen. Das mußte der Himmel rächen. Und er tat es auch. Der Graf kam wieder von einem Raubzuge. Viel Gold, Leinwand, Wein und andere kostbare Sachen hatte er mitgebracht, ja auch unschuldiges Menschenleben, um seine sündhaften Lüste an diesem zu befriedigen. Ein großes Mahl hielt er. Er trank, trank, bis er vom Stuhle sank. Dabei brach er sein rechtes Bein. Im Schmerz fluchte er, lästerte er Gott. — Ein zweiter Belsazar. Da — ein Donnerschlag — und Graf und Schloß waren verschwunden. Der Berg war gerutscht. Steinblöcke stürzten zur Tiefe, legten sich über den Bach, wälzten sich bis zum Schlosse, um es zu vernichten. Seit diesem Tage suchte sich der Grimmbach einen neuen Weg am Rande der Felsblöcke entlang. —

Das war immer noch vor sehr vielen Jahren. Die Brücke hatte alles gesehen, alles gehört, alles mit unauslöschlichem Stifte in ihr Gedächtnis geschrieben.

Wie eilt die Zeit! Jahrhunderte rauschen wie ein elektrischer Funke im Raume der Ewigkeit dahin.

Der alte Frits kam — — —

Auf die alte Brücke fiel, als sie mir von dem großen klugen Könige zu erzählen begann, ein heller Sonnenstrahl, und sie zuckte vor Freude über das ganze Gesicht. Was war der tapfere Preußenheld mit seinen paar Leuten hin und her gerannt, um sein liebes Schlesien zu behaupten! In der alten Kirche von Sonnengrund übernachtete er, zeichnete er seine Schlachtenpläne. Damals hatte die alte Brücke schon gezittert. Denn es ging um ihr Leben. Maria Theresias Feldherrn wollten sie abbrechen, um den alten Bieten nicht herüberzulassen. Doch der Große Friedrich war flinker als sie.

Schmerz und Leid viel, sehr viel, sah die kleine Ortschaft. Auch freudige Tage kamen, nachdem der Große Friedrich nach dem Frieden zu Hubertusburg sein Oderland für immer behalten durfte. Da schien auf dieses Fleckchen wirklich die Sonne, hell und lange. Der alte Frits war gut, schenkte den armen Leuten Geld, Pferde, Ackergeräte,

Saatkorn, befahl die Kartoffel anzubauen, damit die Leute nicht mehr zu hungern brauchten, schickte der Gemeinde auch einen Schulmeister, damit er aus den Leuten Menschen machte, und nannte den Ort, welcher ihm besonders gefallen hat, weil ihm das Glück, die Sonne dortselbst besonders hold war, Sonnengrund. —

Die Zeit brach herein, da Napolon mit seinen Soldaten seine habgierigen Arme nach unserm schönen Lande ausstreckt. Und auch die Zeit, da sich unser Vaterland erhob. Da zogen Tausende von Freiwilligen, nothdürftig bewaffnet, aber voll Mut und Gottvertrauen, über den Grimbach. Sie retteten unsere teure Heimat. Gott sei Dank! Wir Preußen kennen keine Knechtschaft.

Friedensjahre wechselten ab mit Jahren voller Unruhe. Hungerelend in Sonnengrund! Wieviele arme Spinner und Weber suchten da in den Fluten des Grimbaches ihr Grab.“ Bis hierher hatte Rantor Fröhlich seine Feder übers Papier geführt.

„Genug für heut! Morgen geht es weiter. Gott sei Dank! Eine neue Zeit bricht herein! Muß einmal sehen, wie weit es mit dem Baue des neuen Schulhauses, mit der Ausbesserung des Kirchthurms, mit dem Anfahren des Baumaterials für das neue Krankenhaus, darin die barmherzigen Brüder einziehen werden, steht. Muß sehen, ob die Leute ihren zugetheilten Acker richtig bewirtschaften, auch ihre Gemüsegärten richtig pflegen.“ —





An Eichendorff.

Von Paul Reger.

Von einsamen Schlössern mit rauschenden Brunnen,
 Von lieblichen Gärten im Blütenkranz,
 Von dämmernden Lauben, mit Weinlaub umspinnen,
 Von Marmorbildern im Mondenglanz . . .

Von Jägern, die ferne das Waldhorn blasen,
 Vom zerbrochenen Ringlein, von Liebesqual,
 Von Rehen, die einsam im Walde grasen,
 Vom murmelnden Bächlein im tiefen Thal . . .

Von braunen Zigeunern und bunten Gefellen
 Und lustigen Fahrten in Gottes Welt,
 Von Vogelgesang und von wandernden Wellen,
 Vom lachenden, blauen Himmelszelt . . .

Von felsiger Klüfte heimlichem Lauschen,
 Dem plätschernden Mühlenrad im kühlen Grund,
 Vom Quellenrieseln und Waldesrauschen
 Bezaubernd uns kündet dein Liedermund.

Du führst ins Land der Romantik uns wieder,
 Ins duftige Traumreich der Poesie. —
 So klinget denn fort, ihr Eichendorff-Lieder!
 Des heimischen Sängers vergessen wir nie!





Josef von Eichendorff.

Zu dem Aufsätze „Heimathklänge“ (Nach Eichendorffs Dichtungen).

Von Paul Ruper.

Kunstdruckbeilage zum Schlesischen Musenalmanach 2. Band (IV. Jahrg. 1918).

Heimatflänge.

(Nach Eichendorffs Dichtungen).
Von Paul Ruser.

Wir leben in den Dämmerungen einer neuen Zeit. Im Osten beginnt es zu tagen und fröhliches Frührot kündigt den nahenden, taufrischen Morgen. Nach der materialistischen Weltauffassung vergangener Tage gelangen wir wieder in eine Epoche des Idealismus, wo man nach modernem Sturm und Drang wieder zum Strombett des guten Altens zurückkehrt und sein Sternenhanner hochhält. Wir spüren wieder aufkeimend den frischen Pulsschlag des vertieften Glaubens an eine göttliche Sendung, der Liebe zu Menschen, Staat und Volk. Die Dichtung will sich wieder vollsaugen am Widerschein des Lebens mit verklärendem Schimmer, will keine sich erniedrigende Magd mehr sein, sondern eine Priesterin der göttlichen Kunst. Wieder will man die Saiten wuchtig schlagen der großen Riesenharfe des ewigen Gottes, jubelnd frohlockt der Geist auf, zum Lobgesang der Seele aufwärts ins Grenzenlose, Lichtgeflute, ins sonnenhelle, mondenferne Sternenland mit seligen Gefilden. Berauschend dringt von dort her ein ewiger Glanz, ein Leben voll Licht und Zuversicht, das Millionenfache erhellte Allpreisend. Nach dem Aufwuchs des Naturalismus und der Verworrenheit des Symbolismus sehnt man sich wieder nach den dunkelgrünen Triften der Romantik. Saugen will man wieder brünstig an den Brüsten des Seins und die Sehnsucht pfeilschnell fliegen lassen nach fernen glücklichen Inseln voll Kinderträumen und Paradiesesschönheit und selig sein ob dieser Lichtgeschenke.

Da fällt ein trauter Name so wunderhell ins träumende Herz hinein: Eichendorff! Das heimatliche Milieu seiner Dichtungen übt wieder seinen alten Zaubergranz auf das Gemüt. Und wir hören gern den Saitenschlag des Romantikers mit seiner Naturwahrheit, mit den Bildern und unerreichbaren Melodien, mit denen er die Poesie der Landschaft in sich aufnahm und in dieser jubelkühlen, beseelten Form dem Hörer wiedergab. Da ist duftige, ungekünstelte Einfachheit und herzliche Innigkeit, die zu schöner Harmonie sich paaren, da sind Töne, die aus einem offenen, liebevollen Herzen kommen und darum in der Seele des Lesers die gleichen Stimmungen und Impulse wachrufen. Die Heimat ist es ja, die sein

Herz weit und hoffnungreich und sein Auge frei und fröhlich macht, in ernster Treue sein ganzes Leben erfrischend, die ihn zu einer Art Verliebtsein führt in die unvergänglich jungfräuliche Schöne des reichen Lebens, die wie das traute Glöcklein „Rehrewieder“ mit anmutsvollem Laut und geheimnisreichem Klang in seine Seele bringt, wie zitternde Wellen in ihr spielt und flutet und hundertfache goldige Erinnerungen wachruft an Jugendglück und Elternhaus.

Der Heimat wendet sich der Dichter zu wie die Sonnenblume der leuchtenden Sonne. „Wer einen Dichter recht verstehen will, muß seine Heimat kennen. Auf ihre stillen Plätze ist der Grundton gebannt, der dann durch alle seine Bücher wie ein unaussprechlich Heimweh fortklingt.“ So spricht Fortunat-Eichendorff in seiner Erzählung „Dichter und Gefellen.“

Die oberpfälzische Heimat ist es, die den wanderfrohen Lyriker unter den Romantikern so tief ergreift und begeistert hat. Sie bildet den Hintergrund seiner Gemälde und des ahnungsvollen Fernblicks über waldige Täler und dunkelblauende Höhen, wo im zauberhaften Dämmerchein des Mondes zwischen Tannenbäumen Damhirsche grasen, mit den sonnigen Matten, prächtigen Abelsitzen auf stolzen Höhen und lauschigen Wassermühlen im tiefen, schattigen Talgrunde. Dort hat die Liebe ihr tausendfarbiges Zelt aufgeschlagen, ihre wunderreichen Fernen ausgespannt, ihre Regenbogen und Brücken durch die blaue Luft geschwungen und rings die Berge und Wälder wie einen Zauberkreis in ihr morgenrotes Reich gezogen. So schwillt ein Strom von Klängen auf im Anblick der Stätten, wo Eichendorff seine fromm-klaren Dichteraugen aufgetan.

Zwar als Kind war er sich gewissermaßen nur traumhaft der Schönheit der Natur bewußt, ein sehnedes Verlangen dämmerte in ihm auf:

Ich spielt', ein frohes Kind im Morgenscheine,
Der Frühling schlug die Augen auf so helle,
Hinunter reisten Strom' und Wolken schnelle,
Ich streckt' die Arme nach ins Blaue, Reine.
Noch wußt' ich selbst nicht, was das alles meine:
Die Lerch', der Wald, der Lüfte blaue Welle,
Und träumend stand ich an des Frühlings Schwelle,
Von fern riefß immer fort: Ich bin die Deine!

Vor allem ranken sich des Dichters Traumgestalten für immer an das grüne Blätterdach und die Zinnen des heimatlichen Schlosses in Lubowitz, wo er die sonnigen Kindertage verlebte, und mit den schönsten Blüten seiner Lyrik umkränzte er dieses Jugendparadies, und die wehmütige Sehnsucht nach dem Verlorenen wurde der Grundakkord seiner Laute:

Die fernen Heimathöhen,
Das stille hohe Haus,
Der Berg, von dem ich gesehen
Jeden Frühling ins Land hinaus.

Mutter, Freunde und Brüder,
An die ich so oft gedacht,
Es grüßt mich alles wieder
In stiller Mondesnacht.

In einem Gedicht an seinen Bruder schreibt er in Erinnerung an die Heimat:

Ihr Wipfel und ihr Bronnen raucht nur zu!
Wohin du auch in wilder Lust magst dringen,
Du findest nirgends Ruh,
Erreichen wird dich das geheime Singen, —
Ach, dieses Bannes zauberischen Ringen
Entfliehn wir nimmer, ich und du!

Heimweh ist es, was ihn weiterhin zu demselben fagen läßt:
„Du weißt's, dort in den Bäumen Nachts durch die stille Runde
Schlummert ein Zauberbann, Wehts manchmal bis zu mir,
Und nachts oft wie in Träumen Da rief ich aus Herzensgrunde,
Fängt der Garten zu singen an. O Bruderherz, nach Dir. —“

„Was wisset ihr, dunkle Wipfel,
Von der alten, schönen Zeit?
Ach, die Heimat hinter den Gipfeln,
Wie liegt sie von hier so weit.“

Voll inniger Klage richtet er an ihn die Frage:

Denkst Du des Schlosses noch auf stiller Höh?
Das Horn lockt nächtlich dort, als obs Dich rief,
Am Abgrund graft das Reh,
Es raucht der Wald verwirrend aus der Tiefe,
O stille, wecke nicht, es war, als schlief
Da drunten ein unnenbar Weh.

Kennst Du den Garten? — Wenn sich Lenz erneut,
Geht dort ein Mädchen auf den kühlen Gängen
Still durch die Einsamkeit,
Und weckt den leisen Strom von Zauberklängen,
Als ob die Blumen und die Bäume sängen
Rings von der alten, schönen Zeit.

Nicht weniger wehmuthsvoll und trauernd ist folgendes Lied:

Gedenkst Du noch des Gartens
Und Schlosses über'm Wald,
Des träumenden Erwartens:
Ob's denn nicht Frühling bald?

Und fremde Leute gehen
Im Garten vor dem Haus —
Doch übern Garten sehen
Nach uns die Wipfel aus.

Nun steht das Schloß versunken
Im Abendrote tief,
Als ob dort traumestrunknen
Der alte Spielmann schlief.

Und stamm! ich auch nur bange,
Ich sing es, weil ich muß,
Du hörst doch in dem Klange
Den alten Heimatsgruß.

In der Ferne erfasst ihn oft die Erinnerung an jene Stätte,
die zu nennen er schmerzvoll meidet, da sie ja in fremde Hände über-
gegangen ist:

Aus der Heimat hinter den Blühen	Wie bald, wie bald kommt die
[rot,	[stille Zeit,
Da kommen die Wolken her,	Da ruhe ich aus, und über mir
Aber Vater und Mutter sind lange	Rauschet die schöne Waldeinsamkeit,
[tot,	Und keiner mehr kennt mich auch hier.

Es kennt mich dort keiner mehr.

Die Wipfel raunens ihm zu in gespenstischer Nacht:

Es rauschen die Wipfel und schauern,	Hier hinter den Myrtenbäumen
Als machten zu dieser Stund'	In heimlich dämmernder Pracht,
Um die halbversunkenen Mauern	Was sprichst du wirr wie in Träumen,
Die alten Götter die Rund'	Zu mir, phantastische Nacht?

Es funkeln auf mich alle Sterne
Mit glühendem Liebesblick,
Es redet trunken die Ferne
Wie von künftigem großen Glück.

Ergreifend und rührend ist es, wenn dem Dichter die Er-
innerung an die Heimat die Feder führt und Glockenklänge der
Kindheit in die Seele tönen:

Mir träumt', ich ruhte wieder	Als ich erwacht, da schimmert
Vor meines Vaters Haus	Der Mond am Waldestrand,
Und schaute fröhlich nieder	Im falben Scheine flimmert
Ins alte Tal hinaus.	Am mich ein fremdes Land,
Die Luft mit lindem Spielen	Und wie ich ringsher sehe:
Ging durch das Frühlingslaub,	Die Flocken waren Eis,
Und Blütenflocken fielen	Die Gegend war vom Schnee,
Mir über Brust und Haupt.	Mein Haar vom Alter weiß.

Der glückliche Traum allein ist es, der ihn zurückführt an den
Heimatstrand:

Lindes Rauschen in den Wipfeln,	Heut im Traum sah ich sie wieder,
Vöglein, die ihr fernab fliegt,	Und von allen Bergen ging
Bronnen von den stillen Gipfeln,	Solches Grüßen zu mir nieder,
Sagt, wo meine Heimat liegt!	Dass ich an zu weinen fing.

Ach, hier auf den fremden Gipfeln:
Menschen, Quellen, Fels und Baum,
Wirres Rauschen in den Wipfeln —
Alles ist mir wie ein Traum.

Der Dichter weist aber auch schon als fröhlicher Jüngling, dass
das Leben nicht immer ein anmutsvolles Paradiesesgärtlein ist,
wo man seine Tage sorglos verträumen könnte, sondern voll

Taufrost und Dornen, voll Kampf, Mühe und Arbeit. Eine vertiefte Lebenserfahrung und -weisheit spricht sich schon aus in jenen Widmungsversen, die er am 1. Mai 1807 ins Stammbuch der Frau Sahmann schrieb:

In wildem Wechsel treibt das flücht'ge Leben,
 Bang schwebt der Schiffer auf den fliehenden Wogen,
 Vorüber Land und Menschen fortgezogen,
 Er muß wohin die vollen Segel streben.
 In Dämmerung sieht er noch die Heimat ragen,
 Cypressen aus versunknen Blumenwogen;
 Herüber schimmerts hold wie Regenbogen,
 Er steht allein — und kann nur sehnend klagen. —
 Nichts weißt — doch aus der Trinn'ung süßen Schmerzen,
 Da blühen wieder die verklungenen Zeiten,
 Ob auch die lieben Stunden längst vergangen,
 Ruht doch ihr stilles Bild im träum'nden Herzen,
 Frühlingsgleich von Zauberschein umfängen,
 Freundlich durchs ganze Leben zu geleiten.

Auch seine Zeit war erfüllt mit politischer Unruhe und voll Streit, der seinem Dichtergemüt wehe tat und schmerzvolle Klage seinen Lippen entströmen ließ, als er in seine empfindungsreiche Lyra griff. Aber vorausblickend sah er das Morgenrot von besseren Tagen aufstrahlen:

O, könnt ich mich niederlegen
 Weit in den tiefsten Wald,
 Zu Häupten den guten Degen,
 Der noch von den Vätern alt.

Denn eine Zeit wird kommen,
 Da macht der Herr ein End,
 Da wird den Falschen genommen
 Ihr unechtes Regiment.

Und dürft' von allem nichts spüren
 In dieser dummen Zeit,
 Was sie da unten hantieren
 Von Gott verlassen zerstreut;

Denn wie die Erze vom Hammer,
 So wird das lockre Geschlecht
 Gehaun sein von Not und Jammer
 Zu festem Eisen recht.

Von fürstlichen Taten und Werken,
 Von alter Ehre und Pracht,
 Und was die Seele mag stärken,
 Verträumend die lange Nacht!

Da wird Aurora tagen
 Hoch über den Wald hinauf,
 Da gibts was zu siegen, zu schlagen,
 Da wacht, ihr Getreuen, auf.

Aus des Lebens Unrast flüchtet seine Seele in die Stille der Natur. Dort findet sie die erwünschte Ruhe:

Weit tiefe, bleiche, stille Felder —
 O, wie mich das freut,
 Über alle, alle Täler Wälder
 Die prächtige Einsamkeit!

Aus der Stadtmurschlagen die Glocken
 Über die Wipfel herein,
 Ein Reh hebt den Kopf erschrocken
 Und schlummert gleich wieder ein.

Der Wald aber rühret die Wipfel
Im Schlaf von der Felsenwand,
Denn der Herr geht über die Gipfel
Und segnet das stille Land.

Er weiß aber auch als Freiheitsheld das Feuer deutscher Be-
geisterung in kampffrohe Herzen zu bringen; Preußen in Deutsch-
land voran, das ist seine Devise:

Hervor jeht hinter euren rost'gen Gittern
Heraus, ihr Schriftgelehrten, Hochmutstollen!
An euch ist der Posaunenruf erschollen,
Vor dem die Schlechten und Gerechten zittern.
Denn Deutschland dunkelt tief in Angewittern,
Wo alle Quellen, Bäche zorngeschwollen
Als Ströme donnernd von den Höhen rollen,
Und Blitze, was der Sturm verschont, zersplittern.
Die Ströme werden nimmer rückwärts stauen,
Die Blitze werden zielen nach den Kronen,
Die Stürme rastlos fegen durch die Gauen,
All' Türme brechend, wo die Stolzen wohnen,
Bis all' erkannt demütig in dem Grauen
Den einen König über allen Thronen.

Der wehmütigen Stimmung, die ihn beherrschte, als er von
seiner geliebten Braut Abschied nehmen gemußt, hat er oftmals
Ausdruck gegeben:

Da fahr' ich still im Wagen,
Du bist so weit von mir,
Wohin er mich mag tragen,
Ich bleibe doch bei Dir.

Da fliegen Wälder, Klüfte
Und schöne Täler tief
Und Lerchen, hoch in Lüften,
Als ob ein' Stimme rief.

Die Sonne lustig scheint
Weit über das Revier,
Ich bin so froh verwelnet
Und singe still in mir.

Vom Berge geht's hinunter,
Das Posthorn schallt im Grund,
Meine Seele wird mir so munter,
Grüß' Dich aus Herzensgrund.

Der Wandersmann hat in der Erinnerung doch einen Trost:

Da rauscht der Wald im Grunde
Fort durch die Einsamkeit,
Gibt uns noch immer Kunde
Von alter schöner Zeit.

Da wird er so recht inne, wie schnell die Zeit vergeht:

Lieb Böglein, vor Blüten
Sieht man dich kaum!
Vom dämmernd beblüthen,
Flüsternden Baum,

Wenn von blizenden Funken
Sprühn Täler und Quell,
Singst du frühlingstrunken —
Aber die Zeit geht schnell.

Wie balde muß lassen
Seine Blätter der Wald,
Die Blumen erblassen,
Die Gegend wird alt,

Erstarrt ist im Eise
Der muntre Quell —
Rüß' die Flügel zur Reise,
Denn die Zeit geht schnell.

Sich eines fröhlichen Morgens freuend, betet er hoffnungsfroh :

O wunderbares, tiefes Schweigen,
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging der Herr durch's stille
[Feld.

Ich fühl' mich recht wie neugeschaffen,
Wo ist die Sorge nun und Not?
Was mich noch gestern wollt' er-
[schaffen,
Ich schäm' mich des im Morgenrot.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, frohbereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu Dir, Herr, übern Strom der Zeit —

Es ist ihm, als wandle er an der Geliebten Seite durch die
schönen Bergwälder von Pogrzebin :

Und all die grünen Orte,
Wo wir gegangen im Wald,
Die sind nun wohl anders geworden,
Da ist's nun so stille und kalt.

Da sind nun am kalten Himmel
Viel tausend Sterne gestellt,
Es scheint ihr goldnes Gewimmel
Weit übers beschneite Feld.

Ihr Bildnis ruht ständig in seinem liebetrohen Herzen :

Dein Bildnis wunderselig
Hab' ich im Herzensgrund,
Das sieht so frisch und fröhlich
Mich an in jeder Stund'.

Mein Herz still in sich singet
Ein altes, schönes Lied,
Das in die Luft sich schwinget
Und zu dir eilig zieht.

Es muß auch eine glückliche Ehe gewesen sein, welche die beiden
verband ; davon zeugen die Worte :

Ich wollt' in Liedern oft dich preisen,
Die wunderstille Güte,
Wie du ein halbverwildertes Gemüte
Dir liebend hegst und heilst auf tausend süße Weisen,
Des Mannes Unruh und verworrenem Leben
Durch Tränen lächelnd bis zum Tod ergeben.

Doch wie den Blick ich dichtend wende,
So schön in stillem Harme
Sichst du vor mir, das Kindlein auf dem Arme,
Im blauen Auge Treu und Frieden ohne Ende,
Und alles laß ich, wenn ich dich so schaue.
Ach, wen Gott lieb hat, gab er solche Fraue.

So lieb wie seine Frau hatte er auch das Kind, und als dieses
frühzeitig starb, fand der schmerzgebeugte Vater seinen einzigen
Trost in der Hoffnung auf ein Wiedersehen :

Und Jahre nah'n und gehn,
Wie bald bin ich verstorben,
O bitt' für mich da droben,
Daß wir uns wiedersehn!

Als gläubiger Katholik verehrte er auch die hl. Maria, und sie flehte er an um eine glückselige Sterbestunde:

Wenn die Menschen mich verlassen
In der letzten stillen Stund',
Laß mich fest das Kreuz umfassen,
Aus dem dunklen Erdengrund
Leite liebeich mich hinaus,
Mutter, in des Vaters Haus.

Dieser Wunsch ist ihm auch in Erfüllung gegangen. Zwei schwere Marmorplatten decken auf dem Jerusalemer Kirchhofe in Netze inmitten einer herrlichen Natur den müden Schläfer, der dort an der Seite seiner Gemahlin ruht. Es ist, als wollte er ahnungsvoll sprechen:

Wir sind durch Not und Freude
Gegangen Hand in Hand.
Vom Wandern ruhn wir beide
Nun überm stillen Land.

Rings sich die Täler neigen,
Es dunkelt schon die Luft,
Zwei Lerchen nur noch steigen
Nachträumend in den Duft.

Tritt her und laß sie schwirren,
Bald ist es Schlafenszeit,
Daß wir uns nicht verirren
In dieser Einsamkeit.

O weiter, stiller Friede!
So tief im Abendrot,
Wie sind wir wandermüde, —
Ist das etwa der Tod?

Mit dem Dichter wollen wir aber fernerhin das Gelübde erneuern:

Was wir still gelobt im Wald,
Wollen's draußen ehrlich halten,
Ewig bleiben treu die Alten,
Bis das letzte Lied verhallt! —

Das ist die reinste und schönste Wirkung lauterer Kunst, daß sie in wunderbarem Verweben von Wahrheit und Dichtung, von der Erdschwere befreiend, uns in eine andere Welt erhebt, die uns frisch und frei erhält und zu jugendlichen, arbeitsfreudigen Idealisten der Tat macht. So weit sich die Romantik in ihren Grenzen hält, das heißt, versucht, Stimmungen des Herzens und der Seele wiederzugeben, wird es möglich sein, Unvergängliches zu schaffen, von Überschwänglichem, Bizarren und unwahren Phantastereien fernzuhalten. Über alles ist dann der Hauch des Himmlischen gegossen, und die äußere Schönheit vermählt sich mit der Inneren, wenn wir hören vom Bächlein und Springbrunnen mit Blumen-

duft, vom Waldeßrauschen, von elegischem Mondschein, von eisen-
umrankten Schlössern, verschollenen Mühlen, vom Nachtigallen-
schlag und Lerchenflug, vom fröhlichen Wanderlied, lieb-
lichen Frauenbild mit Lautenschlag, von lustigen Zigeunern und
bunten Gesellen, hellem Posthornklang und Jägerruf, träumenden
Taugenichtsen und grasenden Rehen, lugend im Waldeßdickicht, von
tiefen Tälern und blauem Strome, niedlichem Waldhäuschen im
Dämmerdunkel mit bemalten Fensterlein am Teichrande u. a.
Das ist jene Sonne der Poesie, welche der Ideen Gegenspiel
weckt, das allem eingegossen, was auf Erden des Menschen
Denken erregt, seinem Fühlen und Wollen Spielraum gibt.
Das Kunstwerk des Herzens in seiner Schönheit läßt sich nicht
Lügen strafen, besonders, wenn die Heimat mit ihrer stillen Beschaulich-
keit in den Bannkreis zwingt. Ja, von der Art und Weise, wie ein
Eichendorff auf den buntbewegten Gassen des Lebens bitterwahræs
Schauspiel steht, sich das anzueignen, was da fähig macht, auch den
Wirrwar moderner Kultur in den Rahmen einer Dichtung zu
bringen und über ihn den einheitlichen Gedanken zu setzen, der sich
alle Fragen, Wünsche, Träume, alles Drohen, Hassen und Lieben
in dieser harten, ernsten Welt rast- und restlos unterwirft, das täte
auch unsern Dichtern not, anstatt daß sie das eiserne Rufen hinein-
schicken in die dämmernde Abgeschlossenheit der grünen Waldeßwogen.
Warum schleicht des Menschen Werk, das von seinem Urheber, dem
Geiste, sich am liebsten losringen möchte zum geselligen Leben mit
und für die Materie, das Sichtbare allein, so sacht und heimtückisch
heran? Warum liegt die schönste der deutschen Dichtungsart, bei
der es keine Werkstage gibt, sondern immer Sonntag, und die Sonne
strahlend auf- und untergeht, betäubt da, von dem Gebraus und
Gewimmer des Lebenskampfes, des nationalen Haders mit schändender
Blindheit geschlagen? Ich glaube, wir haben auch in der Folgezeit
noch viel umzulernen! —



Unser Dorfschuster.

(Aus dem Kreise Ratibor.) Von Hugo Gnielczyk.

Mitten im Dorfe wohnte im eigenen Häuschen der Schuster. Schon von weitem hörte man das rastlose Klopfen des Hammers. Er saß stets auf seinem Dreibein, dessen Sitz ausgehöhlt war. Nun, dies alles ist ja nichts Außergewöhnliches von einem Schuster. Außergewöhnlich an unserem Dorfschuster ist, daß er nicht von unserer Scholle, sondern eingewandert war, daß er niemand bei sich hatte, sondern ganz allein wohnte. Das Originellste aber war er selbst.

Er hatte wirklich einen Charakterkopf. Weiße lange Haare umgaben die breite und hohe Stirn. Die Nase war ebenso knochig und charakteristisch. Der Mund war breit und hatte einen sinnend-lächelnden Zug.

Das Gesicht war voller Falten. Die Augen lagen tief und blickten immer gütig.

Außerdem unterschied er sich von allen anderen Schustern, daß er wenig sprach, aber desto mehr arbeitete. Dabei hatte er den Kopf voller Gedanken.

Als ich noch ein kleiner Junge war, fühlte ich mich, wie alle anderen Knaben, unwiderstehlich zu ihm hingezogen. Wir wußten selbst nicht, wie das kam.

Wenn ich des Vaters Schuhe zu ihm brachte, erzählte er mir stets Erlebnisse von seiner Wanderschaft in fremden Ländern. Kindern gegenüber wurde er immer sehr gesprächig.

Was mich aber noch mehr, als er selbst, in seine Wohnung zog, war das viele und wunderliche Zeug, das er in seiner Stube hatte. Ich wollte mir immer ausklügeln, wozu die Sachen alle gut wären, aber es gelang mir nicht.

Der Schuster umgab diese Dinge mit einem geheimnisvollen Zauber, indem er nur allgemein und kurz von ihnen sprach, sodaß wir Kinder ihn nicht verstehen konnten, was meine Phantasie aber desto mehr reizte. Da ich damals gerade sehr viele Märchen las, versetzte ich des Schusters Dinge in das Zauberreich.

Außer diesen räthselhaften Gegenständen hatte ein wunderschönes großes Marienbild meine Gedanken und meine Augen in seinen Bann gezogen. Es war von einem goldenen Rahmen umfaßt.

Wie der Meister uns sagte, war es ein wirklich gemaltes Ölbild, eine Madonna, die er sich aus Italien mitgebracht habe.

Das war das Bild :

Maria stand mit dem Jesuskindlin unter einem Baume am See Genesareth.

Tiefblau war die Farbe des Wassers, das nach der Ferne zu verblaßte. Gras und Bäume standen in atmender, kristallgrüner Pracht. Dazu das ätherischflammende Rot und das schimmernde Weiß der Gewänder. Alles erfüllte Auge und Seele wie ein Gedanke.

Die Gesichter aber waren das Vollendetste und Schönste. Immer wieder mußte ich in das lächelnde Antlitz Mariens, das dem Jesuskindlein zugewandt war, und auf das Knäblein, das mit Blumen im Garten spielte, schauen. Der Meister wußte dazu eine wunderliebliche Legende zu erzählen.

Ich war mit den Gedanken so sehr dabei, als ich das Bild das erste Mal erblickte, daß ich nichts sah und nichts hörte, als nur das Bild in dem flimmernden Rahmen und die bewegte Stimme des Schusters, der an dem Bilde hing, wie ein Vater an seinem Kinde.

Vor dem Bilde schwebte eine goldenschimmernde Umpel, aus deren roten Glase ein stetes Flämmchen glühte.

Auch das Bild und das ewige Licht davor war für uns ein großes heiliges Geheimnis, das ich mit goldenen Fäden meiner Kinderseele umspann.

Schaute man zum Fenster hinein, so sah man das glimmende Rot des Lichts, und ich konnte nicht umhin, jedesmal, wenn ich beim Schuster vorbeiging, mich auf die Zehen zu stellen, zum Fenster hinein nach dem Bilde zu blicken.

Wegen dieser Gewohnheit und wegen der Schwärmerei für den Schuster sagten viele, ich sei in ihn und das Gemälde vernarrt. Ich ließ sie reden und saß desto mehr beim Meister.

Malen konnte er selber auch.

In der Nähe unseres Dorfes war der Geburtsort eines großen Dichters. Eines Tages ging der Schuster dorthin und malte das Schloß, das Heimathaus des Dichters, ab und stellte das eingerahmte Bild in der Kreisstadt aus.

Nach einigen Tagen hatte es ihm ein Kunstfreund abgekauft. Viele andere Bilder malte er noch, und man munkelte im Dorfe, daß er auch das Marienbild gemalt habe.

Städter, die durch unser Dorf reisten, hatten schon von unserem Schuster gehört. Sie schätzten das Bild sehr hoch und boten ihm viel Geld dafür. Er aber gab es nicht.

Der Schuster war überhaupt ein sehr kluger Mann. Was nur Pfarrer und Lehrer im Dorfe hatten, das hatte er. Auf einem Wandbrett stand eine Anzahl von alten, abgegriffenen Büchern. Jeden Abend und jeden Sonntag las er darin. An gute Bekannte verborgte er auch gern Bücher.

Ich erinnere mich, daß er einmal meinem Großvater ein großes, dickes Buch geliehen hat, in dem viele Bilder von Maschinen, Lokomotiven und anderen derartigen Dingen waren.

Im Dorfe wurde er wegen seines Wissens und seiner Erfahrung sehr geschätzt.

Von seinem Vorleben aber, woher er gekommen und allem anderen, wußte man nichts. Man fragte auch nicht lange danach, sondern nahm ihn, wie er war. Und es war gut so.

Eines Tages hieß es, der Schuster habe einen Vogel gemacht, auf dem man fliegen könnte.

Voller Neugier lief ich nach dem Schulunterricht mit anderen Kindern zu seinem Hause.

Wie immer saß er gebückt auf seinem Schemel, hatte mit dem Knierrücken den Schuh fest ans Bein gezogen und arbeitete.

Als er die Kinderschar vor seinem Hause sah, hielt er ein und lächelte geheimnisvoll zu uns heraus. Das ermutigte uns. Und wir baten ihn, er solle uns den Vogel zeigen.

Da ging er nach hinten in die Stube und kam bald mit einem Dinge heraus, das beinahe wie ein wirklicher Vogel aussah.

Ich war allerdings enttäuscht, denn ich dachte, er würde viel größer sein, weil man doch auf ihm fliegen können sollte.

Ich glaube, die anderen hatten auch enttäuschte Gesichter gemacht, denn der Schuster erklärte uns sofort, das wäre erst das Modell zu einer großen Flugmaschine.

Ich verstand damals nicht das Wort Modell, und es ging mir alle Tage im Kopfe herum, bis uns endlich der Lehrer alles erklärte.

An dem Tage, als uns der Schuster das Modell gezeigt hatte, schraubte oder drehte er an einem Rade, das sofort etwas surrte, und der Vogel flog von allein in die Luft. Er hielt ihn an einer Schnur fest.

Unser Staunen und Jubeln war groß. Der Schuster stieg in unseren Augen wie der Vogel immer höher.

Er erklärte uns den Apparat und sprach viele lateinische Worte dabei, die wir aber nicht verstanden.

Er erzählte uns auch, daß er zum Bau der großen Maschine viel Geld haben müsse, sonst könne er nichts tun. Er habe aber an einen reichen Fabrikbesitzer geschrieben, ob er sich das Modell ansehen und ihm das Geld borgen wolle.

Seit diesem Tage war das Dorfgespräch: Der Schuster, sein Vogel und der reiche Fabrikbesitzer.

Währenddessen vergingen viele Tage. Man sah den Meister jetzt oft draußen auf den Wiesen, wie er den Vogel losließ und verschiedenes an ihm probierte. Er war stets froher Laune.

Eines Tages kam die Postkutsche in großem Trab angefahren, und der Postillon blies schon von weitem ein Signal nach dem andern, sodaß das ganze Dorf rebellisch wurde und vor die Türen eilte.

Der Schuster, der pünktlich nach der Post sah, erhielt einen großen versiegelten Brief. Er war vom Fabrikbesitzer. Feierlich nahm er ihn im Empfang. In ihm wurde dem Meister geschrieben, er solle mit seinem Modell in die Stadt kommen, wo der Fabrikbesitzer wohne.

Da lebte noch einmal in dem alten Meister der wanderfrohe Jüngling auf, und sein Haus hallte von fröhlichem Gesange wider.

Dann nahm er die Zeichnungen des Modells, dieses selbst und ging zur Stadt, um von dort mit der Bahn an sein Ziel zu fahren.

Das ganze Dorf war aufgeregt. Es war stolz auf seinen Schuster. Alle wünschten ihm viel Glück.

Wer ihn in der Stadt in seinem kurzen Zylinder, dem Schossrock und der großen weißen Binde um den Hals sah, der mußte aus dem kraftvollen Gesichte, den klugen Augen und der straffen Haltung seines Körpers schließen, daß er ein bedeutender gelehrter Mann sei.

Zwei Tage vergingen.

Am Abend des dritten kam er fröhlich mit dem Omnibus nach Haus.

Er erzählte, viele Ingenieure und Professoren hätten seinen Apparat geprüft und für gut befunden. Aber es sei noch ein Fehler bei dem ganzen Modell, und dieser sei die Art des Abstieges, des Landens, das müßte anders sein.

Seit diesem Tage sahen wir den Meister mehr über seinen Büchern sitzen, viel zeichnen und sinnieren bis in die späte Nacht hinein.

Nach einiger Zeit hatte er ein neues Modell gebaut, noch kunstreicher und feiner als das erste.

Es vergingen Jahre.

Der Schuster hatte mit seinem Apparate sehr große Geduld, das machte die Liebe zu ihm. Er baute und baute.

Sein Gesicht war ganz faltig geworden, seine Haare silberweiß. Das Schustern hatte er aufgegeben. Er besaß ein nicht allzu kleines Vermögen, da konnte er den Hammer ruhen lassen.

Nun dachte er nur noch an seinen Flugapparat. Er studierte, zeichnete und arbeitete für ihn.

Eines Tages fuhr er nach der Stadt, kaufte dort verschiedenes ein und kam mit einem fremden Manne zurück, der sollte den Flugapparat so groß bauen, wie er wirklich sein mußte.

Monate vergingen darüber. Dem Schuster wurde der Geldbeutel leer. Er mußte den Weiterbau einstellen. Das verdüsterte ihn aber nicht. Er sagte, wenn er nur seine Madonna ansehe, könne ihn nichts betreiben.

Da las er in der Zeitung, daß ein Ausländer Erfinder unterstütze, mit der Bedingung, daß sie ihm die Erfindungen verkaufen müßten.

Am den schrieb der Meister.

Nach mehreren Tagen antwortete ihm der Ausländer, er solle die Zeichnungen zur Einsicht schicken. Das tat er. Nach einigen Wochen kam eine beträchtliche Summe Geldes an den Schuster an.

Der Apparat wurde nun mit Hilfe des Mechanikers von dem Greise mit einem jugendlichen Feuereifer zu Ende gebaut.

Er selbst wollte ihn besteigen und ausprobieren. Niemand konnte ihn von diesem Gedanken abbringen.

Nicht allein unser Dorf, sondern viele Leute aus der Stadt und aus den Nachbardörfern kamen zu diesem Tage nach unserem Orte. Alles vom Schuster hatte schon längst in den Zeitungen gestanden.

In einem langen und breiten Wagen fuhr man den Riesenvogel hinaus auf die Felder.

Mit der größten Ruhe sah der Greis noch einmal alles daran nach. Dann stieg er auf den Sitz, die Räder begannen zu summen und zu singen, und unter dem atemlosen Zuschauen der Menge erhob er sich in die Lüfte.

Immer höher und höher.

Minutenlang fuhr er in der Luft umher, machte Schleifen und Bogen.

Ich sehe noch, wie die Flügel des Vogels sich bewegten, bald kreisten, bald auf und nieder gingen.

Plötzlich ein Krachen — — — ein dünner weher Schrei aus der Luft — — — und der Vogel sauste mit dem Meister blitzschnell zu Boden.

Das hatte man geahnt, und nun war es wirklich eingetroffen.

Der Schreck lähmte uns alle eine ganze Zeit, dann eilten wir zu ihm hin.

„Mia cara Madonna!“

Das waren seine letzten Worte.

Er wurde feierlich begraben. Alle fühlten, daß man in ihm einen großen Mann verloren hatte.

Hinter dem Bilde der Madonna fand man ein Schreiben, aus dem es sich ergab, daß unser Dorfschuster ein Maler gewesen sei, daß er die Madonna gemalt habe. Falls nach seinem Tode Schulden von ihm vorhanden seien, solle man das Gemälde verkaufen und von dem Erlös die Schuld bezahlen, vom Rest aber ein Drittel der Gemeinde und zwei Drittel der Kirche überweisen. Das Häuschen solle dem Dorfärmsten geschenkt werden.

Von seinem Leben und von seiner Person aber stand nichts, nicht einmal der Name darin. So blieb für immer ein dunkler Schleier über ihm.

Die kleinen Schulden, die er hinterlassen hatte, bezahlten einige reiche Bauern. Alle waren von Anfang an damit einverstanden, daß das Bild nicht verkauft, sondern in der Dorfkirche aufgestellt werde. Seit dieser Zeit ist es ein Altarbild und weit und breit berühmt.

Was mit dem Flugapparate geschehen ist, weiß ich nicht. Ich glaube, der Ausländer erhielt alles, die Zeichnungen, das Modell und den wirklichen Vogel, wie es wohl der Schuster mit ihm vereinbart hatte.

Vom Werden und Vergehen.

Gedichte

von A. Köhler — Waldheim.

Es ist kein Tag — — — — —

Es ist kein Tag so kalt und grau,
So hart und drückend ist kein Joch,
Du reckst dich und du trägst es doch —
Ein Stückchen Himmel lacht noch blau.

Dann rastest du und lauschest still —
Ein leises Schwingen kommt daher
Aus fern verrauschter Jugend Meer,
Das mild dich heingeleiten will.



Märzregen.

Und lastet die Wolkenwand noch so schwer
Auf dem kahlen Wald,
Und schüttet sie wüthig ein ganzes Meer
Über ihn, stehend und kalt:

Sie weckt nur aus bleischwerem Traum
Mit rauhem Morgengruß,
Damit er schmücke Wipfel und Saum
Für des Maien Frühsonnenkuß.



Frühlingssturm.

Brause du, Frühlingssturm,
Fege die Felder!
Spring über Dach und Turm,
Rüttle die Wälder!

Fege mit wildem Stoß
Durch Gruft und Klüfte;
Moder, der uns umfloß,
Zag in die Lüfte!

Rüttle an Thor und Tür:
Was siech, verderbe!
Breche, was wert dafür:
Scherbe zu Scherbe!

Aus reiner Scholle Haft
Dann neues Leben
Wecke, und deine Kraft
Wird's lichtwärts heben.



Mutter.

Die weite Au erglänzte sanft
Im heißen Sommerformenglanze,
Wir sangen Ringelrosenfranz
Und wiegten uns im bunten Tanze.

Dann kam ich mit erhitztem Kopf
Und außer Atem heimgesprungen,
Du haschtest mich, nahmst mich beim Schopf
Und küstest zärtlich deinen Jungen.

Und legtest deine weiche Hand
Mir kühlend auf die heiße Stirne —
O, märchenfrisches Jugendland,
Wo bist du? — brennt's jetzt im Gehirne.



Vollendung.

Nur heut noch gleißt und glüht
Der Buchenwald in Flammen
Und loht und sprüht —
Doch morgen bricht die Pracht zusammen.

Dann fällt das lichte Laub
Wie Tränen leis' zur Erden
Und soll zu Staub —
Und wird dem Wald zur Mutter werden.



Glaube.

Zielsfreudig hab' ich kaum erklimmen
Die Höhen, die gereift den Geist,
Und mich will Ahnen überkommen,
Das düster in die Zukunft weist.

Zwar pulst des Lebens frohe Welle
Mir siedend noch durchs rasche Herz,
Doch streift mein Auge schon die Stelle,
An der mich fällt des Schnitters Erz.

Gleichviel — stark will ich ohne Sagen
Dahin gehn, wenn erfüllt die Zeit —
Aus Arnacht wird, ich weiß, mir tagen
Ein Penz zu neuer Herrlichkeit.





Aus unveröffentlichten Briefen Emanuel Geibels an den schlesischen Dichterbaron Conrad von Prittwitz und Gaffron.

Von Paul Sage.

„O Geist, der einst in goldnen Feuerfloken
Aufs Haupt der Jünger brausend niederfuhr,
Von Deinem Reichthum einen Funken nur
Hernieder send' ihn auf des Sängers Locken!“

Am Palmsonntag des Jahres 1884 überschritt der 69jährige Dichter die Pforten der Ewigkeit. Manchmal hatte er des Palmsonntags stille Herrlichkeit besungen, dem König der Dornenkrone Palmen auf den Weg gestreut. Ein deutscher, christlicher Dichter war er, ein Kaiserherold wie Schenkendorf, schritt er singend und sagend der Wiedererrichtung des Deutschen Reiches voran. —

Jahre sind vergangen.

Über die winddurchbrausten Felder ziehen weiße Silberfäden, letzte Sommergrüße. Am Schloßdach klettern dunkelrote Weinblattgirlanden empor. Ich sitze am Schreibtisch des längst heimgegangenen schlesischen Lyrikers Conrad von Prittwitz und Gaffron*). Vergilbte Briefe, säuberlich geordnet, gehn durch meine Hand. Briefe von Karl von Holtei, Max Heinzel, Paul Heyse, Julius Sturm, Rud. von Gottschall, Karl Frenzel, Graf Schack, Prinz Schönaich-Carolath, Rodenberg und endlich die steilen, sauberen Schriftzüge Emanuel Geibels. Mit gütiger Erlaubnis der Schwiegertochter Conrads v. Prittwitz, der Frau Baronin von Prittwitz und Gaffron, geb. von Derken, will ich die bisher unveröffentlichten Briefe hier im Almanach zum Abdruck bringen und gleichzeitig ihr damit für dieses Entgegenkommen meinen Dank abstellen. Möge der Leser aus diesen interessanten Dokumenten sich ein Bild von dem geistvollen Dichter, der trotz seiner Erfolge der bescheidene, demüthige Mensch blieb, machen.

*) Siehe meine literarische Studie: Ein schlesischer Dichterbaron im letzten Musesalmanach.

Folgende Zeilen mögen den Geist, den Geibels dichterisches Schaffen durchwehte, kennzeichnen.

1.

Lübeck, 31. Mai 75.

Indem ich Ihnen, hochverehrter Herr Baron, zu der in Ihrem Hause begangenen frohen Feier nachträglich meinen treuesten Glückwunsch sende, sage ich Ihnen zugleich herzlichen Dank für Ihren wiederholten freundlichen Gruß, so wie für das beigelegte Lichtbild, das mir alle Zeit ein werthes Andenken bleiben wird. Möchte auch das anliegende Blatt bei Ihnen glütige Aufnahme finden.

In aufrichtiger Verehrung

Emanuel Geibel.

2.

Lübeck, 1. Juli 75.

Hochverehrter Herr Baron!

Sie fordern von mir eine Beurtheilung Ihrer Gedichte; aber lyrischen Ergüssen gegenüber bin ich niemals ein eigentlicher Kritiker gewesen, d. h. ich habe mich immer dankbar des Schönen gefreut, als mir über die letzten Ursachen meines Wohlgefallens genaue Rechenschaft abgelegt. Über ein Drama vermag ich ausführlich zu reden, da hier die Natur des Stoffs und die Art der Composition, die Verwicklung und Motivierung der Handlung, die Durchführung der Charaktere in Betracht kommen und dem urtheilenden Verstande eine ganze Reihe fester Anhaltspunkte bieten; das Lied aber wirkt unmittelbar auf mich; es gefällt mir oder gefällt mir nicht; es bewegt, rührt, ergreift mich, oder es läßt mich kalt. So weiß ich denn auch von Ihren Gedichten nicht viel anderes zu sagen, als daß sie mir gefallen. Und soll ich Gründe für das Warum angeben, so muß ich mich eben auf die allgemeinsten beschränken: weil mich aus ihnen ein edler Geist in edler Form anspricht, weil mir die Gedanken und Empfindungen, die darin zum Ausdruck gelangen, wahr, ächt und menschlich erscheinen, weil die Stimmungen, die sie in mir erwecken, mir wohlthun. Füge ich noch hinzu, daß es mich sympathisch berührt hat, wahrzunehmen, wie auch Sie, gleich mir selbst, durch Platens Schule gegangen sind, und daß mich hin und wieder ein Klang in Ihren Liedern an unsern nur zu früh dahingeshiedenen Strachwitz gemahnt hat, so bin ich ziemlich mit meiner Weisheit zu Ende. Sie erlauben mir daher wohl, Ihnen statt weiterer Erörterungen ein Verzeichniß derjenigen Gedichte Ihrer Sammlung herzusetzen, die mir besonders lieb geworden sind: — — (Es folgt eine größere

Menge Gedichtsüberschriften.) — — Verzeihen Sie, daß ich diesem kurzen Rechenschaftsbericht nur noch einen ebenso kurzen und aber treuempfundenen Dank hinzufüge für die freundliche Theilnahme, die Sie mir und meinen Dichtungen schenken. Ich stehe eben im Begriff, zur Kräftigung meiner schwer erschütterten Gesundheit aufs Land überzusiedeln, und die Unruhe des Aufbruchs beherrscht mich schon. So schließe ich denn mit herzlichem collegialischem Gruße und mit dem Wunsche, daß Ihnen die Muse auch ferner günstig bleiben möge.

In aufrichtiger Verehrung treulichst ergeben der Ihre
Emanuel Geibel.

3. Schwartau bei Lübeck, 21. 7. 75.

Besten Dank, hochverehrter Herr Baron, für Ihre klangvollen Sicilianen, die mir zur Mittheilung in der „Dichterhalle“ ganz geeignet erscheinen. Der Stoff ist so glücklich und liegt verhältnißmäßig so nahe, daß man sich nur verwundert, wie er nicht schon früher behandelt wurde. Vielleicht hätte er sich sogar in anderer Form, etwa der Ballade oder Elegie, noch reicher entwickeln lassen. Indessen darin muß eben jeder seiner eigenen Eingebung folgen.

Darf ich mir nun noch ein paar specielle Bemerkungen erlauben, so ließe sich wohl Str. 4, Zeile 3 — 7 die Wortstellung noch einfacher und natürlicher fügen; auch scheint mir die 5. Zeile von Str. 6 abzusinken. Ich würde dafür vorschlagen: „Ja, daß zur ew'gen Zierde Griechenlands . . .“ oder etwas der Art.

Der lebenswürdigen Einladung an Ihren gastlichen Heerd bin ich zu meinem tiefen Bedauern nicht im Stande folge zu leisten. Wie gerne lebte ich einmal wieder draußen in der Welt, angeregt und gehoben durch den Verkehr mit verständnißvollen Freunden! Aber das peinliche Uebel, an dem ich leide, macht mir jede Reise unmöglich, und schon seit Jahren habe ich das Weichbild meiner Vaterstadt um keine Meile mehr überschritten.

Verzeihen Sie glütigst die Verspätung dieser Zeilen! Bis gestern war ich durch eine plötzlich und dringend an mich herantretende Ehrenaufgabe völlig in Anspruch genommen, und komme erst jetzt dazu, mich der schönen Waldnatur, die mich seit vierzehn Tagen umgiebt, harmlos und ungestört zu erfreuen.

In aufrichtiger Dankbarkeit
treulichst ergeben der Ihre

Emanuel Geibel.

4.

Schwartau, 10. August 75.

Schon früher, hochverehrter Herr Baron, würde ich Ihnen mein teilnehmendes Bedauern über Ihren schweren Unfall ausgesprochen haben, wenn ich nicht selbst, schon seit Wochen, ungewöhnlich leidend wäre. Die heißen Tage haben mein Übel auf das peinlichste gesteigert und ich verleve zur Zeit nur selten eine schmerzlose Stunde.

Für Ihr schönes Gedicht, dessen Anschauungsweise ich freilich nicht in jedem Punkte zu theilen vermag, wüßte ich Ihnen kaum ein ganz geeignetes Blatt zu nennen. Am ehesten würde es wohl im „Daheim“ seine Stelle finden. (Redaktion: Dr. Robert König, Leipzig.) Vom rein künstlerischen Standpunkt möchte ich für Zeile 7 und Nr. 4 (— hier folgen einige Weisungen —) eine kleine Verbesserung wünschen.

Leben Sie wohl und verzeihen Sie mir meine trockene Kürze. Ich bin stets ein schlechter Brieffsteller, und in kranken Tagen der schlechteste.

Mit verehrungsvollem Gruße und den besten Wünschen für Ihre Heilung treulichst ergeben

Emanuel Geibel.

5.

Lübeck, 5. September 75.

Herzlichen Dank, hochverehrter Herr Baron, für Ihr schönes Gedicht von der Kaiserglocke, das mich rein erfreut hat. Auch das Lied von „Kind und Nachtigall“ enthält reizende Stellen, bedarf aber wohl der Uebersarbeitung. Ich bin so frei gewesen, meine Gedanken mit Bleistift anzuzichnen.

Mit meinem Befinden steht es leider noch immer nicht nach Wunsch. Ich war recht krank und erhole mich nur schwer und langsam.

Mit freundlichem Gruße

Verehrungsvoll

E. Geibel.

6.

E. v. Prittwitz und Gaffron an Geibel:

Darf ich zu umstehendem Gedichte um ein Urtheil bitten?

Conrad v. Prittwitz u. Gaffron.

Mein Herz, was schlägst du doch
Als wär es Frühling wieder,
Was sollen Lenzeslieder,
O, sprich, im Herbst noch?

Du schienst so klug und kalt,
So mannhaft im Verzicht.
Und willst nun selbst vernichten,
Den schwererrungenen Halt?

Inmitten Kampf und Pflicht
Was horchst du auf die Edele,
Die in phantast'scher Schöne
Sich schlingen zum Gebet?

Was träumst du jugendlich
Wie einst in jenen Tagen
Von Blumen, die dir sagen:
„Wir blühen nur für dich.“

O laß aus deiner Ruh
Die Sehnsucht dich nicht schrecken,
Will dich ihr Zauber wecken,
So schließ die Augen zu!

Blick in dich selbst hinein
Und schaue nicht zur Seite,
Und schweigst du ja ins Weite,
So laß es aufwärts sein.

Die umstehenden Strophen sind sehr schön. Nur zwei kleine Bemerkungen:

1) Der Dichter tut nicht gut, von der phantast'schen Schöne seines eigenen Gedichtes zu singen. Ich würde daher setzen:

Die in phantast'scher Schöne

Dich lodern zum Gedicht oder dergl.

Dadurch fällt aller Glanz auf die Anregung, nicht auf das Gedicht selbst.

2) würde ich den Ausdruck „in jenen Tagen“ mit „in frühen Tagen“ vertauschen, da von den Tagen der Jugend vorher nicht die Rede gewesen ist.

In herzl. Verehrung usw.

Emanuel Geibel.

7.

Lübeck, 29. November 75.

Die Sonette haben mich sehr angesprochen. Nur die zehnte Zeile des ersten scheint mir nicht ganz korrekt gefaßt, denn nicht in dem Staube, zu welchem die Hülle verweist, sondern in dem Staube, der die Hülle noch bildete, hat sich Gott ein Theil erlesen. — Ich habe vor einigen Jahren einen sehr verwandten Gedanken — freilich ohne specifisch christliche Färbung — in Distichen auszuführen versucht. — Für die Photographie herzlichsten Dank.

Mit hochachtungsvollem Gruße.

E. G.

8.

Datum fehlt.

An kunstvollere ausländische Maße (Sonette, Oktaven und dergl.) stellen wir, da sie immer mit gewissen Ansprüchen hervortreten, hinsichtlich der Form viel strengere Anforderungen, als z. B. an das Lied oder die Ballade. In ihnen muß der Vers, auch innerhalb der Zeile doppelt flüssig, die Wortführung durchaus leicht und natürlich sein. Inversionen, Häufung einsylbiger Wörter und

dadurch verursachte spondeische Schwere, rhythmische Abweichungen oder unreine Reime sind kaum gestattet. Der Inhalt eines Sonetts, dem die formelle Vollendung fehlt, würde sich in jedem andern Maße besser ausnehmen. Ich selbst habe leider in früheren Jahren viel Schlechtes der Art zuwege gebracht; halten Sie sich an Platen.

E. G.

9.

Lübeck, 2. August 76.

Die Ritornelle sind durch einen Zufall in meine Hände gelangt, ich finde sie schön und durchaus richtig geordnet.

Zu der hohen Feier, die Sie am Tage von Weissenburg in Ihrem Familientreise begehen werden, die herzlichsten Glückwünsche von Ihrem

Sie aufrichtig verehrenden

Emanuel Geibel.

10.

Lübeck, 10. Februar 80.

Hochverehrter Freund!

Ich habe Ihnen gestern das einzige disponible Exemplar, das ich von meinem Gedichte an Herwegh*) besaß, sofort übersandt, bin aber nachträglich ungewiß, ob ich nicht Gnadenberg, statt Gnadenfrei (häufiger Aufenthaltssort E. von Prittwitz, d. Verf.) adressiert habe. Falls Sie also nichts erhalten haben sollten, so wissen Sie, wohin das Blatt geraten ist, das ich leider durch kein anderes zu ersetzen vermag.

Mit herzlichem Gruße

Ihr treulichst ergebener

Emanuel Geibel

*) Das übersandte Gedicht, entstanden im Februar 1842 heißt „An Georg Herwegh“ und beginnt:

„Es scholl dein Lied mir in das Ohr,
So schwertescharf, so glockentönig,
Als wär aus seiner Gruft empor
Gewalt ein alter Dichterkönig.
Und doch! Ich weiß es nicht von mir.
Ich muß dich in die Schranken laden;
Komm an in voller Harnischzier,
Auf Tod und Leben Kampf mit dir,
Kampf, du Poet in Gottes Gnaden! usw.

Das Gedicht ist an den Adressaten gelangt und befindet sich im Urtext zwischen den Briefen. Nebenbei bemerkt, hat Geibel einzelne Stellen im Gedicht später ungeändert.

11.

Datum fehlt.

Das Gedicht*) ist durchaus form schön, würde aber meines Erachtens die Seele des Lesers um vieles tiefer ergreifen, wären die Züge der Helden nicht so ideal, die Farben des Hintergrundes nicht so unbestimmt gehalten, daß man sich versucht fühlt, an ihrer Wirklichkeit zu zweifeln.

E. G.

12.

Lübeck, 6. Mai 81.

Für Ihre lieben und freundlichen Blätter, die freilich das von ihm Geschaffene weit überschätzen, dankt Ihnen von ganzem Herzen
Ihr kranker Emanuel Geibel.

13. Telegramm an

Herrn v. Prittwitz-Gaffron

Leipzig, Hotel de Russie.

Lübeck, 27. Mai 81.

Herzlichsten Dank für die erfreuliche Nachricht vom Erfolg der „Brunhild“ und treueste Grüße von Ihrem kranken Geibel.

14. Hier endet der Briefwechsel: folgende Todesanzeige findet sich unter den Briefen:

Heute früh 2 $\frac{1}{2}$ Uhr endete ein sanfter Tod die Leiden unseres geliebten Vaters

Emanuel Geibel

im 69. Lebensjahre.

Lübeck, 6. April 1884.

Dr. Ferdinand Fehling und Frau
Marie, geb. Geibel.

Bertha Geibel.

*) Es handelt sich um eine Ballade. Der Verf.

Annemarie.

Skizze von W. A. Rieger.

Seit dreißig Jahren lebte der Lehrer Arnold Falz einsam in dem stillen Gebirgsdörflein, das abseits der großen Heeresstraße sich wie ein banges Kind in das enge Tal schmiegte und trotz seiner vielfachen Naturschönheiten ein Dornröschen-Schicksal zu haben schien.

Vom Strome der aus den Großstädten herflutenden Sommerfrischler unberührt, hatte es sich seinen dörflichen Frieden bewahrt, obwohl schon bei manchem Gebirgsbauern der geheime Wunsch aufgekeimt war, auch in die heimatlichen Gefilde den gleißenden Strom des Geldes der Fremden zu leiten.

Gar mancher einsame Wanderer, der es scheut, die ausgetretenen und in den Reiseführern bezeichneten Wege zu gehen und lieber mit sich und seinen Gedanken in der Einsamkeit der Natur allein ist und den der Zufall meistens in das abseits liegende Gebirgsdörflein führte, war von den stillen Reizen und Schönheiten, die sich hier ihm in Hülle und Fülle boten, überrascht.

Von einem Kranze dunkler und geheimnißvoll rauschender Wälder eingeschlossen, welche die sanft ansteigenden Höhenzüge bedeckten, lagen die kleinen Holzhäuschen der Bewohner wie schutz- und hilfesuchend in dem sanften Tal.

Nur die Kirche, das Pfarrhaus und die Schule heben sich von dem Bilde ab, wenn man von einsamer Höhe herabschaute und meinte, vor sich eine Schachtel mit Kinderspielsachen ausgebreitet zu sehen.

Und mitten durch das Dörflein rauschte über moosbewachsene Steine und silberhelle Riesel ein Bach, in dem die Bachforellen unruhig dahinschoffen.

Hier lebte also der Lehrer Arnold Falz schon über dreißig Jahre.

Als er das erste mal den Weg zu seinem langjährigen Wohnsitz fand und im Frühlingssonnenschein das Dörflein vor sich liegen sah, in welches ihn seine vorgesetzte Behörde gleich nach dem Austritt aus dem Seminar berufen hatte, mußte er unwillkürlich lächeln.

Hier also sollte er sich gleichsam lebendig vergraben, er, der temperamentvolle Jüngling, dem die Brust voll von hohen Wünschen und Idealen war? Der tolle, ausgelassene Großstadtjunge, dem seine Lehrer schon

frühzeitig eine glänzende Zukunft prophezeit hatten, sollte in der Einsamkeit eines weltabgelegenen Gebirgsdörfleins für längere Zeit bleiben?

Und doch war es so! — Nicht nur Monate und Jahre, nein, sein Lebensschifflein sollte hier für immer vor Anker gehen.

In seinem Berufe fand er zunächst seine Befriedigung.

Musikalisch, wie fast alle Bewohner der Gebirgsdörfer sind, konnte er auch seine Liebe für die schöne und edle Kunst pflegen.

Sein Amtsvorgänger, selbst ein begeisterter und trefflicher Musikfreund, hatte ihm ein wohlvorbereitetes Feld überlassen, auf dem er, die junge Kraft, weiterarbeiten konnte.

Wenn draußen die Nachmittagssonne brennendheiß auf die reisenden Saaten herniederschien, dann saß er einsam im kühlen Kirchlein auf der Orgelbank vor dem kleinen Instrument und baute in Tönen herrliche Phantasiegebilde, die sein Innerstes erfüllten; doch was an musikalischer Schöpfungsgabe seinem Herzen entquoll — nie hat er es zu Papier gebracht.

Und dann war es noch etwas anderes, was ihn in seinem Gebirgsdörflein zurückhielt.

Wie mit weichen, warmen Mutterhänden umschlang ihn immer enger und fester die stille, selige Einsamkeit des Ortes. Er, der ruhelose und tatendurstige Jüngling, hatte endlich den Frieden der Seele gefunden.

Nichts zog ihn mehr in das geräuschvolle Großstadtleben zurück, zumal auch nach knapp einem Jahre seine Eltern schnell hintereinander starben, und da er keine Geschwister und näheren Verwandten besaß, gleichsam alle Fäden mit seiner Heimatstadt abgeschnitten waren.

Auch der briefliche Verkehr mit seinen Studiengenossen war allmählich eingeschlafen. Viele von ihnen, die schon nach wenigen Jahren angesehene Stellungen in der Provinzialhauptstadt einnahmen, konnten es nicht begreifen, daß er, einer der Talentvollsten von ihnen, sich in dem Gebirgsdörflein wohl fühlen konnte, der doch sonst aus dem Becher des Genusses in vollen Zügen geschlürft hatte.

Man schrieb an ihn — erteilte ihm gute Ratschläge — suchte ihn aus den kleinlichen Verhältnissen seines hier eingeschränkten Berufes herauszureißen durch Borgaufelung goldener Bilder der Zukunft — besuchte ihn wohl auch in seiner Einsamkeit, um durch persönlichen Einfluß ihn zur Umkehr zu bewegen: der junge Lehrer blieb auch gegen die wohlgemeintesten Vorschläge unbittlich.

„Ich fühle mich in meiner Einsamkeit und in meinem Berufe wohl und zufrieden,“ war seine stete Antwort.

„Er ist ein Sonderling geworden,“ meinten seine Freunde kopfschüttelnd. Und so waren auch nach wenigen Jahren alle Brücken mit seinen Jugendfreunden abgebrochen.

Die Bewohner des Dorfes waren ihm anfangs sehr zurückhaltend entgegengekommen.

Nachdem er sich aber durch seine Freundlichkeit und Natürlichkeit das Herz der Jugend und Erwachsenen erobert hatte, war er bald der erklärte Liebling der Dörfler, die ihrem Lehrer jeden Wunsch erfüllten.

Und so war Arnold Falz für immer in seinem Gebirgsdorfe geblieben.

Und dann war die Liebe in sein junges, unberührtes Herz gezogen.

Maria, die einzige Tochter eines Försters aus der Umgegend hatte Hymens Rosenketten um ihn geschlungen.

Noch vor Jahren seine Schülerin, war sie dann als sein Weib in das kleine Schulhaus gezogen, sie, die in ihrer mädchenhaften Scheu dem schlanken Reh des Waldes glich, von deren hellglänzenden Haarkrone ein lichter Heiligenschein auszugehen schien.

Auch sie war musikalisch und hatte guten Unterricht genossen; und so war die Musik ein festes Band, das sich um ihre gleichgestimmten Seelen wand.

Wenn Arnold in der Abenddämmerung seine Finger über die Tasten des alten Spinetts dahingleiten ließ und die hellen Töne desselben sich mit Marias dunkelgefärbter Altstimme mischten, dann blieben die Gebirgsdörfler oft lauschend am Schulzaune stehen.

Sie fühlten, daß Lehrer Falz durch den reinen Herzensbund mit der Tochter aus dem Gebirgstal ganz der Ihrige geworden war.

Mit sanften Hausfrauenhänden wirkte die junge Lehrersfrau still und zufrieden in ihrem Kreise. Gar manche Sorgenfalte glättete und verschwechte sie von der Stirn des glücklichen Gatten, der nur immer das heilige Gelöbniß wiederholen konnte: „Ich habe dich so unaussprechlich lieb, Maria!“

Nur eine geheime Sorge hatte das junge Paar: ihre Ehe blieb mehrere Jahre kinderlos.

Doch wie strahlten von reinem Glück Marias Augen, als sie Arnold endlich in stiller Abendstunde das süße Geheimniß in das

Ihr flüstern konnte, daß sie das Pfand seiner Liebe unter dem Herzen trage.

Auch die Bewohner des Dorfes nahmen an dem kommenden Glücke des jungen Lehrerpaars freudigen Anteil.

Doch als an einem milden Vorfrühlingstage ein junges Menschenleben der Welt geboren wurde, da senkte der bleiche Todesengel seine schwarzen Fittiche über die junge Mutter herab, um sie in jenes Land zu führen, aus dem es keine Heimkehr gibt.

Auf dem kleinen Dorffriedhofe fand Maria unter sanft rauschenden Lindenbäumen ihre letzte Ruhestatt. —

Der junge Lehrer war durch den unerwarteten Schicksalsschlag, der ihm das höchste Erdenglück brachte, im gleichen Augenblicke aber das Liebste auf der Welt mit rauhem, raschen Griffe nahm, völlig gebrochen. Tief lagen seine Augen in den Höhlen, und nur ein flackerndes Feuer erwachte in ihm, wenn die klagende Stimme des neugeborenen Kindes an sein Ohr drang. War es ihm doch, als ob das kleine, unbeholfene Wesen, das da in dem weißen Bettchen lag und dessen Ankunft er so sehr mit seinem jungen Weibe ersehnt hatte, nach der Mutter rief, die nicht allzuweit entfernt in kühler Erde ruhte.

Und dann erwachte nach und nach der alte Feuergeist in ihm. Nur der Erziehung seines Kindes wollte er leben. An Stelle der so früh dahingegangenen Mutter sollte keine zweite mehr treten.

Ein stilles, bescheidenes älteres Mädchen nahm er zur Leitung des frauenlosen Haushaltes in sein Heim auf, bis sein Töchterchen zu dem Alter gelangt sei, um die Stelle der Verstorbenen zu ersetzen.

Annemarie hatte er sein mutterloses Kind taufen lassen.

In der Vereinigung der beiden Namen, die seine Frau und sein verstorbene Mütterchen geführt hatten, wollte er die Liebe, die er einst beiden gegeben hatte, nun seinem Kinde zuwenden.

Wie seinen Augapfel hütete er Annemarie.

Konnte er sich etwas Süßeres als Jugenderzieher denken, als dem ersten Lallen, den langsam erwachenden Geisteskräften, den ersten trippelnden Schritten seines eigenen Kindes seine ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden?

Und wie schlug sein Herz, wenn Annemarie, die immer mehr der verstorbenen jungen Mutter zu ähneln schien, ihre kleinen Ärmchen jauchzend dem ernststen Vater entgegenstreckte!

Ein Tagebuch legte er an, in dem er auch die kleinsten Ereignisse, die sein Kind betrafen, gewissenhaft vermerkte.

Und so wuchs Annemarie zu einer knospenden Schönheit heran, lebhaften und aufgeweckten Geistes, sonst aber still und verträumt.

Mit den übrigen Kindern des Dorfes kam sie nur wenig zusammen, hatte auch kein Verständniß für ihre Lustigkeit und unschuldigen Spiele.

Aber unter den leise wispernden Bäumen auf der nahen Berg-
halde konnte sie stundenlang sitzen und in das stille Thal hinabschauen
oder im wiegenden Grase liegen und den eilenden Wolken nachblicken.

Von den reichen Kenntnissen, die Arnold Salz besaß, theilte er
soviel als möglich seinem Töchterchen mit und bemerkte mit Freude
und väterlichem Stolz, welch herrliche Geistesgaben in dem Kinde
schlummerten, die er als erfahrener und geschickter Erzieher in ihm
weckte und die sich bald zu schönster Blüte entfalteten.

Noch eines erfüllte ihn mit jauchzender Hoffnung: Annemarie
schien sein musikalisches Talent und der Mutter herrliche Altstimme
geerbt zu haben.

Und dann keimte in seiner Seele die eine stille Hoffnung auf,
daß in seinem Kinde eine hohe Künstlerseele wohne, die er zu den
schwindelnden Höhen rauschenden Ruhmes emporführen wollte.

Seine Annemarie eine Künstlerin in der musikalischen Welt:
das war wie ein längstentschwundener Jugendtraum, der in seinem
Herzen dahindämmerte. Sein Kind sollte das erhalten, was er
einst von sich selbst erträumt hatte, er, der auf dem halben Wege
stehengeblieben und an der Scholle haften geblieben war.

In dieser Hoffnung suchte er seine Kenntnisse und musikalischen
Gaben immer mehr zu erweitern und zu vergrößern, um recht viel
seinem Töchterchen aus diesem reichen Borne mittheilen zu können.

Unter dem wachenden Auge des Vaters wuchs Annemarie in
dem kleinen Bergschulhause zu einer stillen Schönheit heran, voll
jugendlicher Anmut und doch rührender Bescheidenheit, sich ihres
Zaubers kaum selber bewußt, dem kleinen Weilchen voll Duft und
doch auch der stolzen Rose vergleichbar.

Nebenbei schaltete sie als Hausmütterchen in dem bescheidenen
Vaterhause.

Ein stiller Zauber ging von ihr aus — alle hatten sie wegen
ihres stillen Wesens lieb.

Sechszehn Jahre waren seit dem Tode Marias dahingegangen und der Vater beschloß, noch ein Jahr sein Kind im väterlichen Hause zu behalten, um ihm hierauf in der Provinzialhauptstadt den letzten künstlerischen Schliff geben zu lassen; dann wollte er sich an dem kommenden Künstlereruhm Annemaries erfreuen.

Und während alles bis jetzt in dem kleinen Dorfschulhause seinen gewohnten Gang nahm, Ruhe, Frieden und stilles Glück in den bescheidenen Räumen geherrscht hatten, nahte mit schwarzen Fittichen das finstere Geschick, das seit dem Tode der jungen Mutter ferngeblieben war.

Ein junger Künstler war von dem Schicksal in das stille Tal getrieben worden.

Auf der Suche nach neuen Motiven war Landschaftsmaler Konrad Seyfried in das Gebirgsdörfchen gekommen und hatte hier überraschende Naturschönheiten gefunden, die seine Künstlerseele fesselten.

In dem bescheidenen Dorfgasthause hatte er Wohnung genommen und bald hie und da seine Staffelei aufgeschlagen.

Und als er beim sonntäglichen Gottesdienst, dem er mehr aus Neugier als aus Überzeugung beizwohnte, Annemarie gesehen und ihre künstlerisch geschulte Altstimme gehört hatte, da war sein leichterregbares Künstlerherz entflammt. Wie der große Florenzer Petrarca glaubte er seine Laura gefunden zu haben, die ihn, den noch ziemlich Unbekannten, zu den Höhen der Kunst und des Erfolges führen sollte.

Noch am Nachmittage desselben Tages war er zum erstenmal Gast im Schulhause, und da er ein glänzender Unterhalter war, der den glatten Ton der großen Gesellschaftskreise der Reichshauptstadt in die bescheidenen Räume hineintrug, so nahm er Vater und Tochter vom ersten Augenblicke an in seinen Bann gefangen.

So war er bald ständiger Gast bei dem einsamen Lehrer, der wieder den belebenden Hauch großstädtischen Lebens und Treibens auf sich wirken ließ, den er so lange freiwillig entbehrt hatte.

Annemarie kam alles wie eine neue Offenbarung vor.

Still und versonnen wie immer, und doch glänzenden Auges, betrachtete sie den eleganten jungen Mann, der die Höhen und Tiefen des menschlichen Lebens so genau kannte.

Und bald schloß sich ein neues, festes Band um die drei Personen. Die Musik war es, welche diesen Zauber wob.

Der junge Maler war nicht nur ein glänzender Gesellschafter, sondern auch ein feinführender Musiker, der eine sympathische Tenorstimme hatte und auch das Cellospiel meisterhaft beherrschte.

Wenn die Schleier des Abends herabsanken und mit ihrem Schatten die kleinen Wohnräume erfüllten, da hörte man zu den hellen Tönen des Spinetts den vollen, dunklen Ton des Cellos, das unter den Händen seines Meisters in tiefstem Schmerze klagte oder in übermütiger Freude jauchzte und sang.

Dann saß Annemarie unbeweglich am Fenster, die großen, glänzenden Augen in die Abenddämmerung starr gerichtet und nur unbekannte Töne und Gefühle rührten die Saiten ihrer jungfräulichen Seele.

Eine nie gekannte Sehnsucht erfaßte sie — das Blut rann schneller durch die klopfenden Pulse — etwas Unbekanntes schien ihr den Atem zu rauben — ein Zittern ging durch den jugendlichen Körper.

Und hörten dann die singenden und wiegenden Töne auf, dann war es ihr, als wenn tiefe Finsternis ihre Seele fülle, während sie vorher von strahlender Helle durchleuchtet war. Ein Angstgefühl beschlich sie, wenn sie in ihrem kleinen Mädchenzimmer lag und mit brennenden, heißen Augen in das Dunkel der stillen Nacht starrte.

Und immer wieder erschien vor ihrer Seele das Bild des jungen Künstlers in strahlender Klarheit gleich dem leuchtenden Tagesgestirn, wenn es hinter dem dunklen Tannenwalde am Morgen emporstieg.

Da oben auf hoher Bergeshalde war es, wo nach Wochen Konrad Seyfried unter einer breitästigen alten Tanne Annemarie das Geständnis seiner Liebe von ihren Lippen küßte.

Erschauernd in süßen Wonnen schmiegte sie sich an seine Brust, alles um sich her vergessend und nur immer das eine Wort von seinen Lippen hörend: „Annemarie, ich liebe dich!“ — —

Noch an demselben Abend hatte Konrad mit dem Vater der Geliebten eine kurze Aussprache im Schulhause — dann verließ er schnell den gastlichen Raum. Am nächsten Morgen war der junge Künstler abgereist, ohne Annemarie noch einmal gesehen zu haben. —

Nun kam über die Bewohner des Schulhauses eine stille und ernste Zeit.

Der Lehrer wartete auf ein Geständnis seines Kindes, dessen Herz ihm nun verloren gegangen war. Er wollte ihm die Gründe klarlegen, weswegen er sich gegen eine eheliche Verbindung ausgesprochen hatte, weswegen er den kurzen Liebestraum seiner Tochter

so grausam zerstörte — Annemaries Mund blieb verschlossen. Nur hin und wieder meinte er ihre Augen wie anklagend auf ihn für kurze Augenblicke gerichtet zu sehen.

Still ging das junge Mädchen ihren häuslichen Beschäftigungen nach; doch wenn der Vater sie zögernd aufforderte, ihre musikalischen Studien wieder aufzunehmen, dann schüttelte sie traurig den Kopf und verließ langsam das Zimmer, um sich entweder in ihr Mädchenstübchen einzuschließen, oder hoch oben auf der Bergeßhalde ihrem kurzen, entschwundenen Liebesglücke nachzuträumen.

Und wieder gingen Wochen in das Land.

Der Herbststurm riß die bunten Blätter von den Bäumen und heulte in den dunklen Föhren der Berge sein uraltes Sterbelied — da raunte man sich erst leise und verstohlen und dann immer lauter im Dorfe zu: „Des Lehrers Tochter hat das Vaterhaus verlassen und ist dem Künstler in ein fernes Land gefolgt.“

Und so war es auch.

Annemarie, das scheue und unberührte Kind der Berge, war heimlich dem Geliebten des Herzens gefolgt und war vor Gott und der Welt sein ehelich Weib geworden.

In einem kindlich frommen Briefe hatte sie den Vater um Verzeihung gebeten, daß sie ihm diesen schweren Kummer bereite, sie bitte um seine Vergebung, damit nicht sein Fluch auf ihrem Haupte ruhe. Sie folge dem Geliebten, um Not, Elend und Freud' mit ihm zu teilen.

Der Vater hatte den Brief seufzend beiseite gelegt und in den alten Schreibtisch eingeschlossen.

Still wie immer ging er seinem Berufe nach, nur daß das alte Spinett verschlossen blieb und seine Freunde in der Einsamkeit, seine Bücher, bald dicker Staub bedeckte.

Dann kamen kurze Nachrichten von seinem Kinde aus dem Lande der Sehnsucht der Künstler — aus Italien, Nachrichten voll überquellenden Glückes und Liebesjubels, wie ihre Seele sich an der Schönheit all der herrlichen Kunstschätze berausche — aber durch alle Briefe klang ein leiser Unterton durch: ein kurzes Wort der Verzeihung aus Vaters Munde zu erhalten.

Arnold Falz legte auch diese Briefe zu dem Schreiben, das ihm einst die traurige Kunde gebracht hatte, daß Annemarie von ihm sich losgesagt habe.

Die Nachrichten von seiner Tochter ließ er unbeantwortet, bis auch diese nach und nach seltener wurden und endlich ganz aufhörten.

Und dann las er in einer großen Zeitung unter den Künstler-
nachrichten, daß auf einer bedeutenden Ausstellung auch ein großes
Bild von Konrad Seyfried Aufnahme gefunden hätte und dasselbe
von einem amerikanischen Krösus für einen fabelhaften Preis er-
worben worden sei. Immer günstigere Urteile über die Arbeiten
seines Schwiegersohnes kamen ihm zu Gesicht.

Der Stern des Künstlers war im Steigen — man war auf
ihn aufmerksam geworden — die Quelle des Ruhmes und gleißenden
Goldes ergoß sich nun auch auf sein Kind.

Doch nicht lauter Jubel herrschte in seinem Innern — eine stille
Trauer erfüllte ihn. Der Schmerz, den ihm sein einziges Kind
durch die Flucht aus dem Elternhause angetan hatte, war nicht so
leicht zu verwinden; auch Jahre würden die brennende Wunde im
Vaterherzen nicht heilen.

Und dann kam der Weltkrieg.

Auch bis in das kleine Gebirgsdorf trug er seine schrecklichen
Wirkungen, riß den Vater von Weib und Kind, den Jüngling aus
den Armen der Braut und zerstörte grausam und hartherzig Liebes-
und Freundschaftsbande.

An einem lauen Augustabend, als Lehrer Falz nach dem Angelus-
läuten noch an das Grab seiner verstorbenen Frau trat, um ein
kurzes Gebet zu sprechen, fand er an dem kleinen Hügel — Anne-
marie mit ihrem Kinde.

Stumm reichte er ihr die Hand und zog dann die Zitternde an
sein freudig klopfendes Herz. Seinem Enkelkinde aber drückte er
einen scheuen Kuß auf die reine Kinderstirn.

So war Annemarie in das Vaterhaus zurückgekehrt, während
ihr Gatte für des Vaterlandes Ehre auf Frankreichs Feldern kämpfte.

Sie zog jetzt wieder in ihr altes, trauliches Mädchenstübchen, das jetzt
oft mit fröhlichem Kinderlachen erfüllt war. Bei den gemeinschaftlichen
Mahlzeiten im Wohnzimmer sprach man nie von der Vergangen-
heit — nur hoffnungsvolle Blicke richteten sich nach der dunklen
Zukunft, die schwer und ungewiß vor ihnen lag.

Unzählige Opfer hatte schon der unselige Krieg gefordert, und
noch war kein Ende in Aussicht.

„Wird mir das grause Schicksal vielleicht auch gar mein Liebstes
hier auf Erden nehmen?“ Das waren des jungen Weibes bange

Gedanken bei Tag und Nacht, und in inbrünstigem Gebete flehte sie oft stundenlang, ihr Kind im Arme, in der kleinen Dorfkirche vor dem Altare zu dem Lenker der Gescheide um frohe und gesunde Wiederkehr des Vaters.

Und als der Frühlingssturm von den Bergen brauste und neue Auferstehungsfreude die Welt erfüllte, da zog abermals das finstere Geschick vor das Schulhaus, um mit eiserner Hand einer bangenden Seele den letzten Hoffnungsstimmer unbarmherzig zu entreißen.

Ronrad Seyfried hatte auf dem Felde der Ehre den Helden-
tod gefunden.

Annemarie hatte verständnislos die wenigen Zeilen angestarrt, die ihr mit trockenen Worten die traurige Wahrheit verkündigten, daß der Vater ihres Kindes starr und stumm in fremder Erde zum letzten Schlaf gebettet liege; dann hatte ein furchtbarer Schrei sich von ihren Lippen gerungen, und eine wohlthätige Ohnmacht hatte ihre Sinne umfassen.

Sie weinte und klagte nicht — stumm und ergeben trug sie die Last des ungeheuren Schmerzes. Nur hin und wieder bewegten sich wie im Gebete die blassen Lippen. Sie floh die Menschen, die theilnehmend sich ihr nahten. Nur mit sich und ihrem Kinde wollte sie allein sein.

„Mein Bublein, du hast keinen Vater mehr — in Frankreichs Erde ruht er — werde wie er ein Künstler, dessen Herz für alles Gute und Schöne schlug!“ hörte der alte Lehrer oft Annemarie flüstern, wenn sie ihr Kind fester an sich drückte, als wenn sie sich fürchtete, man könnte ihr auch dieses rauben und der blondgelockte Knabe mit seinen großen Blauaugen sein Mütterlein anblickte.

Auch der Vater der jungen Witwe litt sehr unter dem Schicksale seines einzigen Kindes — auch er wurde immer verschlossener und wortkarger.

Und doch schien die Zeit allmählich die Wunde in Annemaries Herzen vernarben zu lassen. Mit ihrem Kinde schweifte sie einsam in den Bergen umher. Stundenlang saß sie auf der Bergeshalde unter der alten, breitästigen Tanne, wo der so schmerzlich Beweinte zum erstenmal ihre Lippen geküßt hatte.

Ein heißer Julitag war es, als die junge Witwe wieder mit ihrem Kinde unter dem alten Baume saß und traumverloren in das Thal hinabsah. In der heißen Luft schien die Luft zu zittern — kein Lüftchen regte sich. Tiefe Stille ringsumher — auch der Knabe an ihrer

Seite schloß ruhig — nur am sonst wolkenlosen Himmel ein kleines Wölkchen, das langsam der Berghalde zusteuerte.

Da plötzlich ein kurzer, pfeifender Knall — ein Knattern und Brechen der grünenden Zweige und Äste — eine lichte Flamme in der Sonnenglut — ein paar kurze Regentropfen — und wie ein Siegesfanal stiegen gierige Flammenzungen am Stamme empor, der bald in hellen Flammen stand.

Ein Blitz hatte den alten Baum getroffen und — Mutter und Kind getödtet.

Und als man die beiden Leichen nach dem Schulhause brachte, da starrte der alte Lehrer den traurigen Zug verständnislos an; dann brach ein grelles Lachen über die schmerzdurchzogenen Lippen und er lachte — und lachte, um dann in ein stilles Weinen auszubrechen.

Irrsinns-lachen!

Der Wahnsinn war bei ihm zum Ausbruch gekommen.

Während man Annemarie mit ihrem Kinde an der Seite ihrer frühgestorbenen Mutter beifetzte, tat sich für Arnold Falz für immer die Thür des Irrenhauses auf.

Nach vier Monaten ist auch er seinem Liebling in den Tod gefolgt.

Die ganze Gemeinde gab ihm das Trauergeleite.

Und sein Wärter erzählte mit bewegter Stimme, daß seine letzten vernehmlichen Worte „Marie“ und „Annemarie“ gewesen seien.



Zwei Gedichte

von Dorothea von Prittwitz und Gaffron.

Abendwind.

Gänselnd durch der Bäume Kronen
Streichet der Abendwind,
Spielt mit ihnen traumverloren
Wie ein müdes Kind.

Senkt sich sanft zur Erd' hernieder,
Küsset Ried und Reis,
Legt sich in des Schiffes Kranze
Dann zur Ruhe leis.

Vollmondnacht.

Die Nacht kommt schweigend, schleppenden Gewandes
Und breitet ihre weiten Falten sacht
Bis zu dem Streifen fernsten Wiesenrandes.

Still steht der Wald in ruhig ernster Wacht;
Gespenstig leuchtet nur das Weiß des Sandes.
Glühwürmchen irren schimmernd durch die Nacht.

Nun rauschen plätschernd Ruder. Wonnetrinkend
Taucht leis des Silbermondes voller Kranz
Die Strahlenbündel tief ins Wasser. Sinkend
Durchglühen sie's mit bleichem Zaubergranz . . .

Zwei Gedichte

von Karl Fleischer.

Sommerfegen.

Segenschwer,
Blütenleer
Wallt und wogt das Ährenmeer,
Und mit sommersel'ger Wonne
Flutet flüß'ges Gold der Sonne
Über seine Scheitel her. —
Wachtelschlag und Lerchenlieder
Sind verstummet. In die Stille
Klirrt vom Rain her hin und wieder
Nur das schrille
Lied der Grille.
Träumend kippelt Mutter Erde
Gottes Schöpferwort: „Es werde!“
Und nach sanfter Frauen Weiße
Lächelt sie im Traume leise, . . .
Blütenleer,
Segenschwer.

Ernte.

Sensen und Sicheln füren
Rauschend durchs reife Korn;
Ähren fallen mit wirren
Raden und Rittersporn.
Klatschmohn träumte geschwinde
Gestern den Flammentraum,
Rankender, duftender Winde
Lachte der Morgen kaum.
Ähren nicht nur, — viel Blüten
Streut jetzt der Schnitter aufs Land;
Farben, die sommerlich glühten,
Bleicht jäh des Todes Hand.
Laß uns noch einmal wandern,
Ehe der Stoppelwind weht,
Eh' es der Liebe wie andern
Kindern des Sommers ergeht.

Feierabend.

Vertrauend.
mf

Hugo Gnielczyk.

Erich Schnorr.

Herr, in meiner Schmiede geht das Feuer aus! Laß es, — daß der

p

Friede kommt ins laute Haus!

pp

Mag der Sam - mer lie - gen in der Werk - statt still

f *pp*

und ich aufwärts flie - gen, Herr, wo - hin ich will!

mf *f* *molto rit.* *p*

	Veröffentlichungen des „Logau = Bundes = Liegnitz“.	
---	--	---

Der „Logau - Bund - Liegnitz“ wurde am 21. Januar 1918 in Liegnitz als eine Gemeinschaft schaffender Schriftsteller begründet. Als oberster Gesichtspunkt waltet Förderung des deutschen, insbesondere des heimatlichen Schrifttums! Manchem wird zusagen, was bei der Gründung ausgeführt wurde: Der Künstler findet den höchsten Lohn in seiner Arbeit, in seinem Schaffen, in sich selbst. Nicht selten meiden gerade die Feinbegabtesten die breite Öffentlichkeit aus Besorgnis, mißverstanden zu werden. Wer indes als Schaffender je das Glück hatte, einer mitverstehenden Seele zu begegnen und bei ihr in Gedankenaustausch Teilnahme und Anregung zu finden, der wird die Sehnsucht des Dichters, des Schriftstellers begreiflich finden, diesem Glücke nicht zu selten die Hand reichen zu können!

Die Mitglieder kommen regelmäßig einmal in einem Klubzimmer zusammen und tragen ihre Arbeiten vor. Unvoreingenommene, aber auch freimütige Beurteilung soll vorwärts bringen. Daneben werden Ausblicke auf die Zeitströmungen gesucht und Fühlungen mit den Ereignissen der Gegenwart vermittelt. In die Öffentlichkeit ist der „Logau-Bund-Liegnitz“ als solcher mehrfach getreten durch Mitwirkung bei größeren Veranstaltungen, so bei der „Gold-Woche“ und mit einem eigenen Leseabende. In den Tageszeitungen werden die Schöpfungen der Mitglieder gern aufgenommen.

Der Name des Dichters Logau wurde gewählt, weil die Kriegszeit es nahe legte, die Richtung jenes schlesischen Dichters zu beachten, der sich den Kampf gegen alles Undeutsche in Mode, Schrift und Wort zur Lebensaufgabe gewählt hatte. Logau starb 1655 in Liegnitz als Kaiserlicher Rat. Seine Epigramme geißeln mit aller Schärfe die Verfehrtheiten und Verirrungen jener Kriegszeit, die über das deutsche Volk soviel Unheil gebracht hat. Eine Anzahl seiner Epigramme konnte gelegentlich der „Gold-Woche“ ohne Überarbeitung als „zeitgemäß“ wieder veröffentlicht werden. Eine besondere Vertiefung in die schlesische Literaturgeschichte wird sich der Bund angelegen sein lassen.

Der Bund hat bisher jede Werbung in der Öffentlichkeit vermieden. Doch sind auf die ersten Nachrichten mehrere Anfragen aus nah und fern hierher gelangt. Daher seien die wesentlichen Bestimmungen der Satzungen mitgeteilt:

Der L.-B.-L. besteht aus ordentlichen und außerordentlichen Mitgliedern.

Als ordentliches Mitglied kann jeder schaffende Schriftsteller aufgenommen werden, der sich als solcher ausweist; als außerordentliches jeder Freund der Bestrebungen.

Sämtliche ordentlichen Mitglieder haben gleiche Rechte und Pflichten, Sitz und Stimme in allen Sitzungen des L.-B.-L. und stehen in kameradschaftlichem Verhältnis ohne Rücksicht auf Stand und Titel.

Die außerordentlichen Mitglieder haben das Recht, an den nicht besonders als „geheim“ bezeichneten Sitzungen des L.-B.-L. als beratende Mitglieder teilzunehmen und sich an freier Aussprache und Kritik zu beteiligen.

Der monatliche Beitrag beträgt für ordentliche Mitglieder 2 Mark, für außerordentliche 3 Mark.

Der unterzeichnete Erste Obmann des L.-B.-L. ist zu weiteren Auskünften gern bereit.

Lieg n i z, Gutenbergstraße 26.

B. Clemen z.

Logau über Kriegszeiten.

In vielen seiner Epigramme geißelt Logau die Verirrungen des dreißigjährigen Krieges, die, wie wir erleben, auch die Blößen unseres Zeitalters sind. Manche der Sinnsprüche könnte man direkt auf unsere Zeitgenossen gemünzt ansehen, die aus der Not der Mitmenschen Vorteile ziehen. Einige der „zeitgemäßen“ Epigramme seien hier mitgeteilt; desgleichen einige über deutsche Mode und deutsche Sprache:

Gold.

Weil unter dem, was schwer, das Gold am schwersten wiegt,
so kommt es, daß dem Golde alles unterliegt.

Die Reichen.

Die mit Säcken voller Geldes sind behängt überall,
kommen schwerlich in den Himmel, denn der Steig ist allzuschmal.

Mittel zum Reichtum.

Wer, wie er werde reich, will Weis' und Weg betrachten,
der lerne Geld und Gut bald viel, bald wenig achten.

Vom Golde.

Der gelbe Kern der Erde, das Gold, hat solche Macht,
daß alles sonst statt dessen wie Schalen wird geacht't.

Geld.

Wozu ist Geld doch gut?

Wer's nicht hat, der hat nicht Mut;
wer's es hat, hat Sorglichkeit;
wer's gehabt hat, der hat Leid.

Geld verborgen.

Wer viel Geld hat zu verborgen,
braucht um Freunde nicht zu sorgen;
denn der Tag zum Wiedergeben
pflegt die Freundschaft aufzuheben.

Reichtum.

Reichtum soll man zwar nicht lieben, mag ihn, wann er kommt, doch fassen,
mag ihn sein Haus zwar nehmen, aber nicht ins Herze lassen,
mag ihn, hat man ihn, behalten, darf ihn nicht verjagen,
mag ihn ein in sein Behältnis, sich nur nicht in seines tragen.

Ein Weltverständiger.

Tapf're Männer sollen haben was vom Fuchse, was vom Leuen,
Daß Betrüger sie nicht fangen, daß sie Frevler etwas scheuen.

Die gewandelten Deutschen.

Wir werden nicht mehr stark und wie die Alten alt,
o, wenn nur Glaub' und Treu' nicht auch wär schwach und kalt.

Fremde Tracht.

Alamode-Kleider, alamode-Sinnen,
wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen.

Die blühende deutsche Sprache.

Die Deutschen sind so alte Leute,
lernen erst doch reden heute,
wenn sie doch auch lernen wollten,
wie recht deutsch sie handeln sollten!

Der deutsche Friede.

Was kostet unser Fried'? O wieviel Zeit und Jahre!
Was kostet unser Fried'? O wieviel graue Haare!
Was kostet unser Fried'? O wieviel Ströme Blut!
Was kostet unser Fried'? O wieviel Sonnen Gut! — — —

Ein auf den Tod des edlen Mannes verfaßtes Trauergedicht
schließt mit den Worten:

„Hier starb ein Ebenbild der deutschen Treue!“ B. C.



Aus der Dichtermappe der Logau-Bündler.



Poesie.

Was durch das Lautgewirr der Tage
Wie eine reine Glocke klingt,
Was uns're müden Erdentage
Mit neuer Zauberkraft durchdringt,
Das ist die Poesie. — —
Und bei den Menschen lebt die Sage:
Wer gern aus ihrer Quelle trinkt,
Der altert nie.

Johannes Hönig.



Aus einem Sonettentranz.

Du schaust in stummer Liebe treu mich an
Und läßt dich fest von meinem Arm umfassen,
So gehn wir durch die menschenleeren Gassen,
Wenn mit der Nacht der Abschied kam heran.

Welch tiefes Glück, wenn ich so wandern kann
Mit dir, mein Lieb, beim Sternenschein, dem blassen!
Doch wenn sich nahe Tritte hören lassen,
Dann löst du ängstlich dich aus meinem Bann.

Nun lebe wohl! Schon braust der Zug daher
Auf lichtbeglänzt'm Schienenweg getragen,
Ein Händedruck, ein Gruß noch tränenschwer.
Was wolltest du mit diesem Blick mir sagen?
Winkt nicht dein Tüchlein noch im Lichtermeer?
Mir schweigen alle schweren, bangen Fragen.

Johannes Hönig.



Ballade vom Rynast.

BurgRynast hallt vom Becherklingen,
Von frohem Festesjubiläum wider,
Und weitgefahrene Sänger singen
Heut Heldenmär und Minnelieder.
Für Scherz und Kurzweil obendrein
Erfinnt der Burgnarr lust'ge Späße,
Daß über Minnesang und Wein
Man nicht des heitren Spiels vergäße.

Der Herr der Burg hat sich erhoben
Und ruft mit weinestrunkenem Munde:
„Ich will mir jenen Knappen loben,
Der jetzt zur mitternäch't'gen Stunde
Burg Rynasts höchsten First erklimmt
Und dort den Namen seiner Schönen,
Die ihm das Herz gefangen nimmt,
Laut ruft, daß Bergesecho dröhnen.

„Der Burg erlauchte Herrin fülle
Dem Sieger einen vollen Becher,
An dem er seinen Durst sich stille,
Ein stolzer, hochgemuter Zecher,
Eh' er der Liebsten Namen ruft.
Jetzt hurtig, Knappen, zum Beginne!
Wer's nicht versucht, der ist ein Schuft,
Unwürdig holder Frauenminne!“

Erst wird es still, dann Schrein und
Fluchen,
Und lärmend drängt man sich ins Freie.
Am wagnisreichen Spiel versuchen
Sich alle Knappen nach der Reihe;
Doch keiner ist, dem es gelingt,
Den Knauf des Turmes zu erfassen —
Das Flackerlicht der Fackeln zwingt,
Vom kühnen Wagnis abzulassen.

Das Haupt gesenkt und bleich die
Wangen

Steht einer abseits von den andern,
Indes die Augen voll Verlangen,
Zum Kreis der schönen Frauen wan-
Als letzter steigt er auf den Turm, [dern.
Ein Schwung — die Spitze ist erklim-
Und lautgezollter Beifallssturm [men,
Wird rings vom Echo aufgenommen.

Der Turmwart reicht auf langer Stange
Ihm den verheißnen Becher Weines.
Er nimmt ihn ab, und lange, lange
Hält er das Perlengold des Rheines
Hoch in die Luft, dann trinkt er Mut
Und ruft gewaltig in die Runde:
„Elisabeth, Burgherrin gut,
Dich liebt' ich bis zu dieser Stunde!“

„Dich liebt' ich bis zu dieser Stunde,“
Klang langgezognes Echo wider
Und starb dahin im Höllengrunde *)
Wie jäh geborstne Geisterlieder.
Dann sprang der Knappe in den Schlund,
Ein dumpfer Fall drang aus der Tiefe,
Ein Schrei kam aus dem Höllengrund,
Als ob's nach der Geliebten riefte.

*) Schlucht am Rynast.

Johannes König.

Wir Dichter . . .

Ackerleute sind wir, vom Herrgott dazu bestellt:
Unser Saatforn: Gedanken, unser Acker: die Welt
Tiefgründig pflügen das Feld wir, streuen die Ausfaat hinein —
Segnet Gott uns're Arbeit, wird herrlich die Ernte sein!

Ackerleute sind wir, Heger und Hüter der Saat,
Die aus dem Boden wird sprießen durch uns're Hände Tat:
Hungernden Seelen schaffen Nahrung wir, Wehrer der Not!
Segnet Gott uns're Arbeit, haben sie täglich Brot.

Tief in der Heimatscholle schlummert verborgene Kraft,
Treibt, betreut von der Liebe, Ahren voll Mark und Saft,
Ahren, die kornschwer sich neigen in ihres Segens Zier:
Brot für hungernde Seelen! Ackerleute sind wir

Carl Seiffert.

Stumpf und schwer schob der Zug der lehmbekrusteten Männer
 Stockenden Fußes sich weiter und weiter,
 Bis auf Barleux's Dorfplatz, der in fiebrigen
 Sonnenglanz getaucht lag, wunderfame Klänge
 Den inneren Menschen weckten.

Kein neckend Liebeslied umgaukelte die Sinne,
 Auch kein Choral aus frommen Kindertagen
 Zog engelsüß durch unsere matten Seelen,
 Und doch war es ein reiner Gottesdienst!
 Parsivals Klänge in wallenden Wogen
 Malten der Heimat heiliges Bild.
 Der Gralsburg Zinnen glänzten golden,
 Das höchste Opfer hehr uns kündend.
 Und Gottes Friede hüllte seinen Purpurmantel
 Wie linde Mutterhand um wehe Seelen.

 Droben aber in Wolkengebirgen
 Stürmten Heervater und Wunschmaid
 Tosend zur Wal,
 Helden zu küren für Walhalls Hallen,
 weil Weltende nahe!

Richard Schmidt.

21

Letztes Glück.

Vor den Türen und Fensterladen
 Atmet der Herbststurm schwer.
 Wie viele Kameraden
 Hören ihn nimmermehr.

Wir glühen noch Mund am Munde
 In einem Glück so heiß,
 Davon dort unten im Grunde
 Keiner der Stillen mehr weiß.

Ihnen erwacht kein Morgen
 Nach dunkler Herbstnacht Graus,
 Zwei Schuh tief in Erde geborgen
 Ruh'n sie im Bivak aus.

Ob ihnen ragen die Rümpfe
 Lothringischer Eichen nackt,
 Und der Schlamm der polnischen
 [Sümpfe

Und der Karst von Granaten zerhackt.

Sie liegen in Reihen und Schwaden
 Gebogen Knie an Knie,
 Die toten Kameraden,
 So dicht, als fröhen sie.

Sie werden nie wieder erwarmen,
 Wenn Herz am Herzen ruht,
 In weichen Frauenarmen,
 In zärtlicher Lippen Blut.

Ich aber halte noch heute,
 Mund an Mund gepreßt
 Des Lebens köstlichste Beute,
 Dich noch heute fest.

Morgen kommt meine Stunde,
 Morgen — — küsse mich heiß!
 Schlaf auch ich bei den Brüdern
 [im Grunde

Irgenwo, — wer weiß?

Bei denen, die nichts mehr wissen
 Von Leben und Lachen und Licht — —
 Noch heißer sollst du mich küssen!
 Morgen kannst du es nicht.

Hans Zuchhold.



L'art pour l'art — Geheimsprache!
 Echte Kunst — Gemeinsprache!
 Wirkbistg.

Eichendorff-Kalender für das Jahr 1918. Ein romantisches Jahrbuch. Begründet und herausgegeben von Wilhelm Koseh. Neunter Jahrgang. München. Verlag Parcus & Co. 2,50 M.

Aus der deutschen Eichendorff-Gesellschaft, deren Organ bis vor kurzer Zeit der Eichendorff-Kalender war, ist der „Eichendorff-Bund“ entstanden. Er hat in München seinen Sitz und gewährt seinen Mitgliedern gegen einen Jahresbeitrag von 7 M. den obengenannten Eichendorff-Kalender, sowie die große Zeitschrift „Der Wächter“. Den Verlag der beiden Schriften hat die Firma Parcus & Co. in München übernommen. Der Eichendorff-Kalender hat also im letzten Jahr große Sachen erlebt. Nicht zu seinem Nachteil. Im Gegenteil! Seine Ausstattung ist reichhaltiger, seine Lezerzahl viel größer geworden. Am 22. März 1918 hat der neugegründete Eichendorff-Bund nach sechsmonatigem Bestehen eine Mitgliederzahl von 1500 erreicht. Man höre und staune! Und diese Erfolge sind in einer fürchterlichen Zeit zu verzeichnen. Der Eichendorff-Bund muß da seinen Leuten wirklich Gutes bieten. Und in der Tat! Der Eichendorff-Kalender von 1918 hat bis jetzt alle seine Vorgänger übertroffen. An Bildern sind 1 Buntdruck und 7 Schwarzdrucke vorhanden. Der große romantische Malerpoet Matthäus Schiessl hat von den 8 Kunstdruckbeilagen die Hälfte gemalt: „Die heiligen drei Könige“, „Alpensee“, „Die blaue Blume“ und „In Italien“. Professor Wilhelm Koseh, der Herausgeber, würdigt den großen Maler Matthäus Schiessl (geb. 27. März 1869 in Salzburg) in einem trefflich geschriebenen, warm empfundenen Aufsatz. Es ist aus diesem Aufsatz zu entnehmen, was der Eichendorff-Bund und sein Obmann Professor Wilhelm Koseh unter Romantik verstehen. „Wenn ein frisch-fromm-froh-freier Sinn, Gemütsstiefe, Naturhaftigkeit und Überlieferungstreue, Farbenfreude und Stoffreichtum die echten Kennzeichen eines richtigen Romantikers ausmachen, — — —“ Oder: „Als ob ein Romantiker des 20. Jahrhunderts nichts von der realistisch-naturalistischen Bewegung der letzten Generation und vor allem von den Problemen der Gegenwart gelernt haben dürfte. Welche Kurzsichtigkeit und Verblendung, die Blaue Blume immer wieder bloß im unsichern Schatten eines nebel-feuchten Turmverließes oder in himmlischen Sphären eines verückten Phantastenhimmels erblicken zu sehen! Wie oft müssen wir es wiederholen, mit dieser hysterischen Romantik hat die wahre Romantik nichts zu tun.“ Oder: „Bodenständig, fest und sicher seine Wege wählend, aber auch himmelwärts den Blick gewandt, erdenfroh und doch wieder in sich gefehrt, das ganze Dasein, nicht bloß dessen dunkle Rehrseite oder gar bloß ein paar winzige Streiflichter erfassend, muß der wahre Bannerträger der Kultur schaffen und streben, will er in der Tat unserem Geschlecht ein Pfadfinder werden.“ Zeigt uns Wilhelm Koseh in seinem Aufsatz „Matthäus Schiessl“, was wahre Romantik ist, so liefert er uns in seiner „Romantischen Jahresrundschau“ eine derartige Fülle von bibliographischem Material, daß man des Herausgebers Talent auf diesem Gebiete wirklich schätzen muß. Im zweiten Abschnitte dieser Rundschau kritisiert Professor Koseh auch die romantischen

Neuerscheinungen des Buchhandels. Wenn es auch da dem Rezensenten der „Augsburger Postzeitung“, Herrn Hermann Binder in Ultingen, nicht paßt, daß Rosch den „Golem Gustav Meyrink“ abfällig beurteilt, dafür die Wirbistyschen Schöpfungen besonders hervorhebt, so wird sich der Herausgeber des „Eichendorff-Kalenders“ in seinem gesunden Urteil auch fernerhin nicht beirren lassen. Was gute poetische, romantische Kost ist, weiß Professor Rosch sicherlich am besten. Das sieht und muß auch ein jeder sehen, der die lyrischen Proben liest, die Rosch für seinen Kalender ausgewählt hat, z. B. „Aus der guten alten Friedenszeit“, Jugendgedichte von Freiherr Hans von Hammerstein, oder „Lieder der Liebe“ und „Naturbilder“ von Paul Ehn, um nur einige zu nennen. Die weiteren Prosaarbeiten tragen folgende Überschriften: „Eichendorffs Mutter“ von Alfons Nowack, „Begegnungen und Gespräche mit Eichendorff; Urteile über ihn. Siebente Lese“ von Karl Freiherrn von Eichendorff, „Die deutsche Romantik in Frankreich“ von E. Bodewin, „Das Waldfräulein von Zedlitz“, eine Studie von Ewald Reinhard, „Eine Spulgeschichte Eichendorffs“, mitgeteilt von Gertrud Storm. Wenn viele Deutsche bis heute keine Lust verspürten, nach dem Eichendorff-Kalender zu greifen, überhaupt dem Eichendorff-Bunde beizutreten, weil er romantisch ist, so haben sie dies in einem falschen Glauben getan. Sie wußten und wissen bis heute nicht, was die wahre Romantik ist. Sie wußten und wissen bis heute nicht, daß sich die Romantik erstens nicht bloß mit Poesie, Malerei und Musik befaßt, sondern auch Historiker, Politiker, Pädagogen, Nationalökonomien ihre Träger nennt, zweitens daß Romantik nicht bloß einseitig religiös ist, drittens daß man, um den Begriff „Romantik“ besser zu verstehen, von einer romantischen Bewegung sprechen muß, die vor ungefähr hundert Jahren einsetzte, uns das Verständnis für den deutschen Volksgeist erschloß und, wie Georg von Below in seinem Buche „Die deutsche Geschichtsschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen“ sagt, uns den deutschen Nationalstaat aufzurichten half. Romantik ist „der Urquell von Deutschlands geistiger und politischer Größe“. So möge dieser Urquell sich nie erschöpfen und in gewaltigen Strömen das große, vor einer neuen, gewaltigen Zeit stehende Deutschland durchfluten! Der Eichendorff-Bund mit seinem Eichendorff-Kalender und seinem „Wächter“, nicht einer Zeitschrift für romantische Poesie allein, sondern für Romantik überhaupt, d. h. für alle Zweige deutscher Kultur, geben jeweilig darüber eingehende Kunde.

Wilhelm Wirbisty.

Aus dem Ostlande. Illustrierte Monatsblätter für Heimatkunde, Kunst, Wissenschaft und Verkehr des deutschen Ostens. Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Fischer-Graudenz. Verlag: Ostdeutsche Buchdruckerei und Verlagsanstalt A.-G. Posen W. 3. 2,50 M vierteljährlich.

Das Programm der illustrierten Monatszeitschrift „Aus dem Ostlande“ lautet: „Die illustrierte Monatszeitschrift „Aus dem Ostlande“ ist bestrebt, die Heimatkunde des deutschen Ostens im deutschvölkischen Sinne und in umfassendster Bedeutung des Wortes zu pflegen und zu fördern. Sie soll die Liebe und Kenntnis der östlichen Grenzlande wecken und wachhalten und auch sonst im Reiche vermitteln. Daher beschränkt sie sich nicht auf die beschreibende Darstellung dieser Landschaften, sondern trachtet, ihr gesamtes Wesen und Weben, die hier wirkenden Kräfte alle, in ihrer dichterischen, wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und künstlerischen Offenbarung der Gegenwart wie der Vergangenheit zu einheitlicher Entfaltung zusammenzuschließen.“

Eine Zeitschrift, die sich solche hohe Aufgaben gestellt hat, ist wahrlich als ein wichtiger Kulturfaktor zu begrüßen. Ich, als Kritiker hier, frage nun, ob die Monatsblätter „Aus dem Ostlande“ auch wirklich erfüllen, erfüllt haben, was sie zu leisten sich vornehmen und vornahmen. Wenn ich das Inhaltsverzeichnis des letzten (bereits 12.) Jahrganges durchsehe, so muß ich nicht nur befriedigt blicken, sondern geradezu staunen. So reich an Vers- und Prosaarbeiten, so reich an Bildern gestaltet sich jedes einzelne Heft. Es kommt ein jeder, der

diese Zeitschrift liest, auf seine Kosten. Die Mitarbeiter sind geistig hervorragende, mit Treue und Liebe an der Heimat hängende Ostmärker. Uns Almanach-Lesern werden die wirklich großartigen Hefte Freude machen. „Aus dem Ostlande“ trägt einen gesunden Sinn zutage, hat eine gesunde Urteilskraft, tritt nicht bloß tapfer für die Interessen der Ostmark ein, sondern verachtet überhaupt und immer die rechte deutsche Art, das wahre deutsche Wort. In Heft 3 des 13. Jahrganges (1918) finde ich hinter dem Kapitel „Theater“ die schönen vielsagenden Worte Schillers an Körner: „Das deutsche Publikum zwingt ja seine Schriftsteller, nicht nach dem Zuge des Genius, sondern nach Spekulationen des Handels zu wählen.“ „Aus dem Ostlande“ zitiert diese Worte, um zu zeigen, daß unser Theater heute weit besser wäre, wenn das deutsche Publikum anders dächte. So erweist sich diese Zeitschrift auch als ein Hüter und Wächter wahrer Kunst. Und sie geht, was Ehrst, weiterhin die kurze poetische Erzählung anbetrifft, auch tonangebend voran. Bruno Pompeck ist da ein gottbegnadeter Sänger der Ostmark. Fast jede Nummer enthält von ihm einige wohlgeformte, echt empfundene Verse. „Aus dem Ostlande“ ist auf seiner Höhe. Möchte diese Monatschrift immer weiter dringen, in die Ostlande, um dort zu zeigen, was die Ostmärker an ihrer Heimat haben, in die Westlande, um den Rheinländern, Westfalen, Hessen, Sachsen, und wie sie alle heißen mögen, ein klares Bild über den deutschen Osten, über den in Westdeutschland gar viel gefabelt wird, zu verschaffen.

Am Schlusse dieser Besprechung möchte ich die Schriftleitung fragen, warum sie nicht Schlesien in ihren Monatsblättern berührt. Im Februarhefte 1918 war mit dem Aufsatz „Karl von Holtei im Konvent der Barmherzigen Brüder zu Breslau“ damit bereits ein Anfang gemacht worden. Wenn auch nicht immer das westliche Schlesien zur Geltung zu kommen braucht, so darf auf keinen Fall Oberschlesien unberücksichtigt bleiben. Die Oberprovinz hatte vor dem Kriege eine eigene Zeitschrift. Seit vier Jahren ist sie aber in dieser Hinsicht verwaist. Vielleicht befinnt sich die Schriftleitung nicht lange, meinen Vorschlag anzunehmen. Wenn dazu noch der Verlag der Monatschrift einen stattlichen Umschlag verleiht (der gegenwärtige violette, bilderlose Einband wirkt wenig ansprechend), dann wird „Aus dem Ostlande“ die ideale Zeitschrift der Ostmärker geworden sein.

Wilhelm Wirbisky.

Werttätigkeit und Kunst in der Volksschule. Von E. Weyher, Schulrat in Myslowitz. Verlag von Franz Goerlich in Breslau. Großoktav. Mit einem 20 Seiten starken Bilderanhang. In elegantem Leinenband. 4 M.

Es wird meine Almanach-Leser, die doch zum kleinsten Teile Schulleute sind, wundern, warum ich hier ein Buch bespreche, das doch eigentlich in einer pädagogischen Zeitschrift beurteilt werden müßte. Und doch habe ich meine vielen und guten Gründe, die mich veranlaßten, dieses, — ich sage es gleich vorweg — bedeutungsvolle und epochemachende Werk eines hervorragenden Pädagogen und Kunstfreundes hier näher zu kennzeichnen. Meinen Lesern wird die Frage „Sind Werttätigkeit und Kunst in der Volksschule nötig und auch möglich?“ zuerst beantwortet werden müssen. Unser Leben ist genug eintönig. Und wer es nicht versteht, sein Dasein zu verschönern, der ist ein Einsamer, Unglücklicher. Die Freude am Schönen soll der Eintönigkeit und dem Maschinenmäßigen im Leben des Menschen ein Gegengewicht bieten. Wie soll aber die Allgemeinheit Sinn für Kunst empfinden, wenn sie nie dazu angeleitet wurde? Die Volksschule, durch die das gesamte deutsche Volk wandert, hat nunmehr die Pflicht, Kunstempfinden, Kunstgenuß und Kunstpflege zu lehren und Werttätigkeit, sowie Kunst als Unterrichtsgrundsatz aufzustellen. Kunst, d. h. „Darstellung des Schönen in schöner Form“, ist die beste Abwehr gegen Verflachung, Roheit und Leidenschaft. Die Kunst ist nicht bloß für die Begüterten da. Die Kunst gehört dem Volke. Hören wir, was der Verfasser auf S. 16 seines Buches hierüber sagt: „Je allgemeiner das Kunstempfinden

in einem Volke wird, zu einer desto größeren kulturellen Höhe wird es dasselbe bringen. Kunst kann überall gepflegt werden, in der Hütte, wie im Palast. Tierische Roheit und Leidenschaft machen vor keiner Schwelle Halt. Und jene sollen durch die Kunstterziehung verschleucht werden. Es hat ferner die Zeit gelehrt, daß mit der weiteren materiellen Entwicklung des Erwerbslebens der Mensch in seinem Innern verflacht und selbstsüchtig wird. Sein kühler, stets berechnender Verstand läßt feinere innere Regungen nicht mehr zu, und der Mensch wägt alle seine Handlungen nur von dem Gesichtspunkte ab, ob sie ihm wirtschaftlichen Nutzen bringen oder nicht. Dieser Veräußerlichung des inneren Menschen soll eine planmäßige Kunstpflege steuern. Und die muß schon in der Schule der heranwachsenden Jugend anezogen werden.“ In dem Kapitel „Verbindung von Werttätigkeit und Kunst“ fährt der Verfasser über die Notwendigkeit der Kunstpflege überhaupt und in der Volksschule besonders fort: „Jede Arbeit, und mag sie ein einfaches praktisches Hausgerät oder ein einfaches Kleidungsstück darstellen, muß ein gewisses Kunstempfinden verraten und angenehme Gefühle in uns auslösen. — — — Man sieht heutzutage so viel geschmackloses Hausgerät und unschöne Kleidungen, daß planmäßige künstlerische Einwirkung durch die Werttätigkeit in der Schule reichen Erfolg zeitigen kann.“ Ich will hier dem Buche nicht allzuviel entnehmen. Man lese lieber selber und staune, wohin uns der Verfasser überall führt. Unser Leben soll sonniger werden durch die Kunst. Unsere Sprache, unser Gesang, unser Gemüt, unser Körper im ganzen brauchen eine ganz besondere Pflege, wenn sie schön sein sollen. In jedem Unterrichtsfache bietet sich Gelegenheit, die Kunst zu berücksichtigen. Mancher Schulmann und Laie wird sicherlich den Kopf schütteln und des Myslowitzer Schulrates Vorschläge und Ausführungen für ein Phantasiegebilde halten, das sich nie und nimmer realisieren ließe. Doch dies wäre weit gefehlt. Die zahlreichen photographischen Abbildungen im Anhang liefern den Beweis, daß man sogar in Dorfschulen mit größtentheils polnischsprechenden Kindern staunenswerte Erfolge erzielt hat. In Schweden, dessen Land und Leute der Verfasser eingehend studiert hat, ist man auf dem besten Wege, die Volksschule zu einer Pflegstätte der Kunst zu machen. Warum wollte man in dem auf anderen Gebieten bedeutend vorgeschrittenen Deutschland Bedenken hegen? Es soll kein Mensch, der die Volksschule verläßt, ein Künstler werden. Das wollen diejenigen, die die Wehher'sche Schrift lesen, wohl beachten. Es gibt keine Schule für Genies. Aber Verständnis für die Kunst, Freude an der Kunst — das soll und kann in der Volksschule durch planmäßige Pflege erzielt werden. Roheit und Gemeinheit werden dann aus den Worten und Handlungen der Menschen, die Ebenbilder des Höchsten sind, weichen. Reinheit des Herzens, Charakterfestigkeit werden an ihre Stellen treten. Ob Lehrer oder Nichtschulmann, jeder, dessen Sinn auf unsere Jugend gerichtet ist, muß das treffliche, neuartige Buch lesen. Aber auch allen denen, die sich mit Kunst und Kunstpflege befassen, muß Wehher's Werk eine notwendige, nuzbringende Lektüre werden.

Wilhelm Wirbischy.

Durfmusikke. Halbmonatsschrift für schlesische Mundart im Dienste von Heimatliebe, Heimatchutz, Heimatkunst. Herausgeber: Karl Wilhelm Michler. Preis vierteljährlich 90 Pfg., Einzelnummer 15 Pfg. Verlag: Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt von E. Schottländer A.-G., Breslau III.

„Tätäräta! Tsching! Bum!“ — Was ist denn nur wieder los? Ah! die „Durfmusikke“! Seid mir alle recht schön willkommen! Schau, schau, welch stattliche Schar! Alte Bekannte und neue Gesichter! Bei solch tüchtigem Kapellmeister ist's auch kein Wunder, da spielt sich's von selber! Der versteht seine Sache, das muß man ihm lassen! Komm, Karl Wilhelm Michler, laß dir zuallererst die Hand drücken! Weit über hundert Nummern hast du mit deiner wackern Gefolgschaft bereits geblasen, daß mir das Herz im Leibe hüpfte und die Ohren summten! Ja, das ist echt schlesische Musik, das ist lieber,

trauter Heimattlang! Und zu erzählen verstehst du! Allerhand Hochachtung! Über deinen urtomischen „Pichale Schuster“ find mir wahrhaftig — und dies nicht nur einmal — dicke Lachtränen über die Backen gekollert. Nun hast du ihn säuberlich in zwei nette Bücher hineinpraktiziert und zum Allerweltsvergnügen, insbesondere unseren tapferen Feldgrauen zum Plätsier, in die Schläsing und darüber hinaus ins große deutsche Vaterland auf die Wanderschaft geschickt. Na, der wird sein Glück schon machen! Auf den Schnabel ist der nicht gefallen! Nun greift zu, ihr lieben Schlesier! Es sollte unter euch keinen geben, der nicht „Pichale Schusters“ Bekanntschaft gemacht hat. In allen Buchhandlungen ist doch jeztund der brave Landsturmer für billiges Geld zu haben oder direkt vom rührigen Schottländer-Verlag in Breslau III zu beziehen. [Pichale Schuster als Landsturmer I. Teil (Kap. 1—41). Preis 2,50 M. II. Teil (Kap. 42—81). Preis 3,50 M.] Dank dir, lieber Michler, innigen Dank für dieses prächtige Buch! — Und da steht ja auch dein getreuer Helfer, der Kurt Marusche, der so lustig und unterhaltsam zu plauschen versteht! Welch treffliche Buchbesprechungen und andere allerliebste Plaudereien bringt fast jede Nummer der „Durfmusik“ von ihm! In „Insen Toten“ gedenkt er in pietätvoller Weise der kürzlich entschlafenen schlesischen Sänger, eines Emil Barber, einer Gräfin Helene Waldersee. Recht so! Die Toten sollen in unseren Herzen fortleben! Den „neuen Pichale“ führt Marusche in die Welt ein, dem „Guda Abend“ (Glaser Volkskalender) und dem „Spar-Franze“ (Erzählung von Fedor Sommer) gibt er wohlgemeinte Geleitworte auf den Weg mit. Und wie lieb und nett schreibt er in Nr. 109 der „Durfmusik“ über unsern unentwegt vorwärts strebenden „Schlesischen Musenalmanach“! Wir Stadtmusikanten sind dankbare Leute und werden ihm das nie vergessen! — Und nun ihr andern! Jedem von euch kann ich nicht die Hand drücken, ich bekäme sonst Schwielen daran. Schier unübersehbar ist eure Schar! Der unermüdbliche Karl Klings deklamiert packende schlesische Balladen und singt immer neue Lieder, eins schöner wie's andere. Seines „Dieldumdei“ und „Im Zwie-licht“ haben wir im „Schlesischen Musenalmanach“ noch an anderer Stelle gedacht. — Bruno Wehner schreibt so urwüchsig-gemütliche „Schläsche Briefe aus 'm Rheinlande“. Aus jeder Zeile spricht da seine tiefe Liebe zur „Heemte“, seine brennende Sehnsucht nach der fernen „Schläsing“. — Da ist auch der forsche, sonnig-humorvolle Hans Köppler! Seine Verse wie aus einem Guß! Hört nur den „Bruder Leichtfinn“ an:

„Woas bien ich doch a leichtes Blut,
ich hoa a Madel lieb behoat
und hoa er doch „adjes“ gesoat. —
Woas bien ich doch a leichtes Blut!

Woas bien ich doch a leichtes Blut! —
Doas Madel salber soags will ei
und suchte sich en Andern glei,
en Andern, dar se huchhahn tut.

— — — Und bien ich o a leichtes Blut, —
ich danks mem Hergott, doas ichs bien!
Wu tām ich fuste heute bien? —
Enk Leichtfinn ihs halt doch ganz gutt.“

Das jubelt und jauchzt, das prickelt und sprudelt! — Aber auch die anderen von der großen Durfmusikapelle blasen gar liebliche Weisen. Ich erwähne hier Max Scharf, Paul Zinke, Steuer, Erich Eschoerner, Alfred Kleinert, Gotthard Stolper, A. Stanislas, Hans Alfred Freytag, um nur einige zu nennen; ganz besonders hat es mir jedoch Paul Karl Keller angetan, dessen stimmungsvolle Gedichte feinste Naturbeobachtung widerspiegeln. Hört, und ihr werdet mir recht geben!

Der Mond eim Walde.

Der Mond legt Schottaflege uf a Schnie
 vu Wippeln, die zuhichst om Rande wachsa.
 Dann gieht a Schottagitter ei de Dieh.
 Der Frust läßt Äste knorren und Knota knacksa.

Es heeßt ei menscharweiter, heller Nacht,
 doß Wichla Silber uf de Beeme stricha.
 Ich ho mich ei a Schotta schnell gemacht.
 Umende käm' is Wunder scheu geschlicka.

De stilla Beeme.

Wie de Beeme a su stille sein!
 Biega ihre Kroona, ihra Spiza
 wie Gesicht er ei a Mondaschein.

Lohn sich nich mit Fladermäusa ein,
 Rauscha bloß a wing, wenn Schnuppa blixa
 Und vu weitem zwee, drei Räuzla schrein.

Uf'm Waldwege.

Quer a Wald durch a Weg
 Vu a Beema, vu a Püscha
 Liega dunkle Schotta schräg,
 Und viel helle Sunne liegt derzwischa.

Eene Feldkumpanie,
 Hauptmann vurneweg zu Pfärde,
 Flinta blixa ei de Dieh,
 Schworze Stiebeln stompa uf de Erde.

De Soldata sein weg,
 Vögel zwitschern aus a Püscha;
 Dunkle Schotta liega schräg,
 Und viel helle Sunne liegt derzwischa.

Feierabend.

Uffne Fänster, Äste vull Mond,
 Jedes Zweigla a silberner Steckla.
 Hot der Meester de Leute gelohnt,
 Roan er sich ruich eim Stuhle strecka.
 Aus a Knuspa Geruch vu Soft,
 Horz quillt jez ei olla Spalta.
 Hot de Meestern a Tag geschofft,
 Roan se de Hände eim Schuße jez falta. *)

Auch Paul Karl Kellers Erzählung „Neupauer Balde“ ist ein Rabinettstück schlesischer Erzählkunst. — Noch eins, Kapellmeister! Laß mir auch den warmherzigen und gemüthvollen Emil Barber, der leider so früh heimgegangen, noch öfter zu Worte kommen. Seine Erzählung „Der neue Heiland“ hat mich tief erschüttert. Das ist echte Heimatkunst! Das greift ans Herz und bringt alle seine Saiten zum Tönen.

Bläst nur weiter so, ihr lieben „Dufsmusikanten“, pfeift und trillert, daß es durch die ganze Schläffing schallt, daß auch weit darüber hinaus schlesische Sprache, schlesische Sitte und Art immer mehr gewürdigt werde und man über uns nicht bloß mit gleichgültigem Achselzucken hinweggehe. So lebt denn wohl und behaltet uns in gutem Andenken! Es grüßt euch aus rauchgeschwärztem Oberschlesien, dem Lande der Schlote und Essen

Der „Schlesische Musenalmanach“.

NB. „Schlote“ gibt es hier in Menge, „Essen“ leider herzlich wenig!

Paul Grabowski.

*) Eine Buchausgabe dieser Verse wäre mir eine rechte Herzensfreude!

Im Zwieliht. Erzählungen und Skizzen aus Oberschlesien von Karl Klings. Gebunden 2,— M. Breslau, Verlag von Franz Goerlich.

Unter diesem Gesamttitel bietet der Verfasser zehn Erzählungen und Skizzen, lauter Perlen feinsinnigster Fabuliertkunst mit meist sagen- oder märchenhaftem Einschlag. „Halb Mär, halb mehr.“ Liebe zur ober-schlesischen Heimat und ihren kindlich-naiven Bewohnern führte ihm die Feder. Echte Volkstümlichkeit zeigt sich in der Schilderung lebenswahrer Bauerngestalten. Er sieht das Volk, unter dem er lebt,*) genau wie es ist, aber mit dem Dichterauge, das aus Sonnenland auftaucht. Feinste Naturbeobachtung und -schilderung machen uns die Lektüre dieses Buches, dessen vornehm-gebiegene Ausstattung sich der rührige Verlag hatte angelegen sein lassen, zu einem nachhaltigen Genuße. Köstlich ist der volkstümlich-schelmische „Sackpfeifer“, ergreifend die „Scheiga“, die erschütternd in die Tiefen der Volksseele leuchtet. An dieser Gabe Klings dürfte kein Schlesier achtlos vorübergehen!

Paul Grabowski.

Didelbunde. Schlesische Gedichte von Karl Klings. Gebunden 2,50 M. Verlag Franz Goerlich, Breslau.

Klings ist einer der bedeutendsten Vertreter schlesischer Dialektdichtung der Gegenwart. Aus Klings Versen singt und klingt das schlesische Gemüt in seiner ganzen sonnigen Heiterkeit, urwüchsigen Natürlichkeit, ernstem Besinnlichkeit.

„Ich glebe gar, ihr werd a Brinkel lachen,
Derweil ich wie bei uns derheeme rede;
Die Heemtesprache ihs halt meine Freede,
Aus där lohn sich gar schien Getichte machen.
Su scharf wie die, su zarte ihs nich jede;
Da kan ma pultern, wie der Donner trachen,
Und leise pischbern zuckersüße Sachen,
Zum Trufte sa'n ei jedem Herzleede.“

Das ist echte Schlesierart, die mit dem Fröhlichen lacht und mit dem Trauernden weint. Über den meisten Gedichten schwebt ein goldener Humor; aber auch zart lyrische und balladeste Töne schlägt der Dichter mit viel Geschick an und zeigt so, daß die schlesische Mundart sich nicht ausschließlich zur Darstellung des Verb-Romischen eignet.

„Bir singen und plauschen allerhand,
Wie's gieht und stiecht eim Heemteland,
Do Lieb' und Lust und stillem Leeb,
Do schlä'scher Art und Gewittlichkeit.“

Klings „Didelbunde“ verdient weiteste Verbreitung und sei allen Freunden unserer lieben, sangesfrohen Schläsing aufs wärmste empfohlen.

„Was grämst de dich? A Flausenmacher
Find' immer leicht an Haufen Lacher,
Wer aber Liedel singt, wie du,
Dem hiern ock Außerwählte zu!“

Paul Grabowski.

Ein dankenswertes Unternehmen ist die im Verlage von Franz Goerlich, Breslau, erscheinende **Schlesische Volks- und Jugendbücherei**, Sammlung unterhaltender und belehrender Volksbücher zur Pflege heimatlicher Kultur, herausgegeben unter Mitwirkung namhafter schlesischer Schriftsteller von Bruno Clemenz. Die Ausstattung der Bändchen bei mäßigem Preise (geb. je 1,25 M) verdient uneingeschränktes Lob. Es liegen mir zur Besprechung vor:

2. Bändchen. **Die neue Heimat.** Erzählung aus vergangenen Tagen von E. Grabowski. Mit 18 Originalzeichnungen von G. Suhr.

*) Klings amtierte einige Jahre in Oberschlesien.

Die bekannte Verfasserin schildert hier in interessanter Weise die Anfänge des Erzbergbaues bei Tarnowitz unter dem Markgrafen Georg von Brandenburg, dem ersten Hohenzollern, der in Oberschlesien Besitz erworben. Unter seinem Schutze blühte der Bergbau auf, entwickelte sich das Deutschtum, wurde das arme, eingeborene Volk höherer Kultur zugeführt. Von diesem heimatgeschichtlichen Hintergrunde hebt sich das Schicksal einer eingewanderten fränkischen Bergmannsfamilie ab, die hier in Oberschlesien eine neue Heimat fand.

7. Bändchen. **Die drei Getreuen vom Ragbachstrand.** Erzählung aus dem Jahre 1812 von Konrad Urban. Mit 12 Abbildungen.

In bekannter meisterhafter Weise erzählt der Verfasser das Schicksal dreier Freunde, die gezwungen im Heere Napoleons Kriegsdienste leisten, den Schreckenszug nach Rußland mitmachen mußten und nach unsäglichen Leiden und mannigfachen Fährnissen ihre schlesische Heimat glücklich wieder erreichten.

8. Bändchen. **Der Trompeter der schlesischen Husaren.** Eine Erzählung aus dem Jahre 1813 von Konrad Urban. Mit 15 Abbildungen.

Ein Stück schlesischer Geschichte rollt sich vor den Augen des Lesers ab. Insbesondere anschaulich ist die Schlacht an der Ragbach geschildert, die Heldengestalt Blüchers poetisch voll verklärt. Von hohem vaterländischen Geiste getragen, ist die Erzählung so recht für unsere schlesischen Jungen geschrieben und dürfte in keiner Volks- und Jugendbibliothek fehlen!

11. Bändchen. **Nachbarkinder.** Erzählung aus Oberschlesien. Von Konrad Urban. Mit 10 Abbildungen.

Der Verfasser ist den Lesern des „Schlesischen Mosenalmanachs“ kein Fremder mehr. Vorliegende Erzählung ist eine flott und spannend geschriebene Schmugglergeschichte, in welcher der Held trotz widriger Schicksale sich matoßlos erhält und durchringt zum glücklichen Ziel. Ein hoher sittlicher Ernst spricht aus jeder Zeile. Solche Bücher sind eine gesunde Kost für unsere Jugend.

12. Bändchen. **In Rauch und Ruß.** Bilder aus Oberschlesien. Von Paul Frießen. Mit 12 Abbildungen.

Frisch und lebenswahr schildert der Verfasser oberschlesisches Volksleben mit all seinen Licht- und Schattenseiten. Auch Erwachsene werden das lehrreiche Büchlein mit Genuß lesen und darin manchen wertvollen Fingerzeig für die Erziehung ihrer Kinder erhalten. Ein Volks- und Jugenderzieher prämiert hier die Feder!

Paul Grabowski.

Sei stolz, daß du ein Deutscher bist! Vaterländische Gedichte von Max Caro. Verlag: Hilfsbund „Mein Vaterland“, freiwilliger Hilfsdienst, Verlagsabteilung, Berlin W. 8. Preis geh. 0,50 M., Partien billig.

Chrlüche Begeisterung für herrliches deutsches Heldentum hat hier dem Dichter die Feder geführt. Die Gedichte, durchweg poetisches Edelmetall, veraten schönes künstlerisches Können. Flammender Patriotismus und hoher dichterischer Schwung sind ihre wesentlichsten Vorzüge. Ausgezeichnetes Vortragsmaterial für vaterländische Feiern in Schulen und Vereinen! Schon die enorme Auflageziffer (26 000 Ex.) beweist den Wert des Büchleins, das von militärischen und Schulbehörden aufs wärmste empfohlen wird. Für Prämienszwecke ist das Bändchen vortrefflich geeignet. — Gedichte, wie „Ententage“, S. 10, „Schweigen“, S. 12, „Verwundet“, S. 17, „Propheeten“, S. 17, „Fliegerbegräbnis“, S. 23, „Matajur“ (mit oberschlesischem Einschlag!), S. 24, „Der deutschen Jugend“, S. 27, sind geradezu prachtvoll und reihen sich würdig dem Besten an, was die Kriegsdichtung der Neuzeit hervorgebracht hat. Möge dies folgende Probe beweisen:

Fliegerbegräbnis.

Es schwankt der Sarg durch das vereiste Feld,
Bekränzt mit Lorbeer schläft der junge Held.

Die Flieger harren um das off'ne Grab,
Die weichen Flocken rieseln sacht herab.

Hart die Gesichter, Mann und Offizier:

„Fahr wohl, Kamerad! Heut dir — und morgen mir!“

Drei Salven peitschen durch die weiße Au',
Erstarrt sind Baum und Busch im dunstigen Grau.

Doch wenn der Frühling kommt, so fromm und mild,
Da wird ein Blütenhain dein Schirm und Schild,

Die Veilchen breiten ihren Teppich aus,
Das Bienlein summt geschäftig um dein Haus,

Der Lenzsturm jauchzt, den oft dein Arm bezwang,
Das Lied vom Flieger braust wie Orgelklang!

Von Max Caro, dem Verfasser dieses packenden Gedichts, dürften wir noch manche erfreuliche Gabe zu erwarten haben. Paul Grabowski.

Dr. Julius Roger, ein Freund und Wohltäter Oberschlesiens.

Von Franz Jędrzejewski. Verlag Ferdinand Pramor, Laurahütte.
114 S., 3 M.

Wir stehen heute im Zeichen intensiver Heimatsforschung. Alle Äußerungen der Volksseele, alles Bodenständige der Volksart, wie es sich ausdrückt in Bau, Wort und Spruch, Sitte und Brauch, Sage und Sang, hat allerorten liebevolle Aufmerksamkeit gefunden. Und es ist, als wenn man erst jetzt, nachdem die alles nivellierende Zeit die soziale Schichtung in ihrer Gegensätzlichkeit so recht in greifbare Erscheinung hat treten lassen und der Pulsschlag des modernen Lebens sich auch in der niederen Volksklasse fühlbar macht, man inne wird, welche Kraft gerade in ihr, als der Bewahrerin des konservativen Sinnes, ruhte, nachdem auch der letzte Rest des alten Väterglaubens und -brauchs verschwunden ist und hinweggesetzt wurde. Der Raudener Arzt Dr. Roger war es, der um 1860 gegen 500 Volkslieder der polnischen Oberschlesier sammelte und veröffentlichte, dem der Lehrer Franz Jędrzejewski aus Laurahütte mit genanntem Buche nunmehr ein Erinnerungsblatt widmete. Allerdings können wir es nicht verschweigen, daß diese Sammlung in volkskundlicher Hinsicht insofern zu beanstanden ist, als Roger durchweg den Wortlaut der Lieder nach der hochpolnischen Norm änderte, da ihm der Inhalt allein maßgebend war. Indes für die deutschen Übersetzungen selbst, welche uns Hoffmann, Weiß und Erbrich besorgt haben und von denen Jędrzejewski eine ganze Anzahl auserlesener Proben bietet, hat dies so gut wie gar nichts oder doch nur wenig zu sagen. Das polnische Volkslied ist heute in Oberschlesien verstummt, ebenso wie das mißachtete Idiom des Wasserpölnischen selbst mächlich schwindet, das uns Deutschen in seinem seltsamen Gemisch von Polnisch und Deutsch so wunderbar anmutet. Dem aufmerksamen Beobachter wird es nicht entgangen sein, daß 50 Jahre deutscher Volksschule dem ober-schlesischen Lande eine andere Physiognomie gegeben haben, daß die von allen Seiten eindringende Flutwelle des Deutschtums auf das Volk nicht ohne Einfluß geblieben ist. Das polnische Volkslied können wir, nachdem es erstorben ist, in Oberschlesien nun allerdings nicht mehr pflegen oder danach trachten, es wieder aufzuwecken, zumal die großpolnische Propaganda leider auch in dieser Gegend festen Fuß faßte und so manchen bisher loyalen Preußen ins Schlepptau utopistischer Träume zog. Und nicht wollen wir angesichts des ausgeklungenen polnischen Volksliedes trauern und klagen wie etwa beim Anblick eines hochragenden Baumes, der in der Blüte welkt und dessen Mark zerfressen ist, oder eines ehemaligen lieblichen Gesildes, über das der raue Herbstwind streicht, das mit den erblähten Farben, geknickten Blumen und verwehten Duft ein melancholisches Gefühl auslöst. Der wahre Volksfreund wird vielmehr auf Mittel und Wege finnen, für das Verlorene einen ebenbürtigen oder

besseren Ersatz zu schaffen. Und das ist das deutsche Volkslied, vor allem das schlesische, das nunmehr von der heimischen Gesellschaft für Volkskunde in dankenswerter Weise für immer aus dem Meer der Vergessenheit, in das es zu sinken trachtete, entrissen worden ist. Und sollte sich nicht in den gesanglichen Vereinigungen Oberschlesiens Gelegenheit bieten, um die Schönheit des deutsch-schlesischen Volksliedes zu erschließen und es zu pflegen? Der Vorzug des oben genannten Buches besteht vor allem darin, daß die mitgeteilten deutschen Übersetzungen der oberschlesisch-polnischen Volkslieder, die uns allerdings ohne Melodia anmuten wie Blumen, die man vom Stengel getrennt hat, geeignet erscheinen, um uns in deutschem Gewande in das Wesen der oberschlesischen Volkspoesie einzuführen, in der so verschiedene Saiten des Innenlebens anschlagen und laut werden. In diesem Sinne glaubte ich keinen Augenblick zögern zu dürfen, auf das Buch aufmerksam zu machen und es den Freunden heimischer Art zu empfehlen.

P. K u z e r.

Wenn der Alte Friz gewußt hätte. Eine Rübezahlmär von Eberhard König. Verlegt bei Erich Matthes in Leipzig. Geheftet 2,50 M.

Mit dichterischer Freiheit wird der alte, deutsche Berggeist in Beziehung zum Alten Friz gebracht. „In dieses Mannes Blick wittert sein Geisterwesen etwas, das von höherer Würde sprach als gemeiniglich dem Tun und Streben der Menschen innewohnt.“ (S. 58.) Rübezahl schützt und hilft ihm in vielen Nöten, kämpft selbst als Retrut Ruprecht bei Leuthen mit. Eine Rübezahlmär, die recht zum Nachdenken geschaffen ist, nicht wegen des Berggeistes, sondern über das Durchhalten des großen Königs in böser Zeit. — Einige Entgleisungen und Unmöglichkeiten ausgenommen, ein prächtiges Buch, aus dem auch folgende Verse stammen (124):

Meine Preußen, seht, ihr seid es,
die des Gottes Kunde meint,
die ihr jedes Völkerleides
grausam überbürdet scheint!

Schwergeprüfte, laßt euch sagen:
ohne blutige Schicksalsstöße
reiste noch kein Staat zur Größe!
Stolz empor denn, ohne Zagen!

Konrad Urban.

Sonnseitige Menschen. Roman aus dem heutigen Tirol. Von Hans Schrott-Fiechl. 80 (IV u. 386 S.). Freiburg 1918, Herdersche Verlags-handlung. 5 M.; in Pappband 6 M.

Viel, viel Sonne ist in dem schönen Buch. Dieser Ragger-Fons hat „lachende Freud' in den Augen“ und einen festen Schritt durchs Leben. Mit ihm erlebt man förmlich seine großen Sorgen und Freuden vom trutzigen Weggang aus dem Vaterhause bis zur Geburt seines ersten Bubens. Schrott-Fiechl hat ihn wie alle anderen Gestalten prächtig gezeichnet. Heimatlust steigt aus jedem Blatt des Buches auf. Kernfeste, christliche Lebensanschauung macht es äußerst wertvoll für die jetzige Zeit, wenn es auch grad nicht als Brevier für Herren, Bauer und Arbeiter allerorts gelten kann. Ein jeder Fabrikler ist nicht gleichzeitig Erfinder und Musterbauer. Der Ragger-Fons bleibt deshalb ein Romanheld, den der Verfasser wohl etwas zuviel des Guten tun und erreichen läßt. Ich glaube auch, daß der Arbeiter das Buch deshalb unwahrscheinlich und auch etwas — langatmig finden wird. Der Held und — der Verfasser — sind Idealisten. Eben darum möchte ich das Buch zum Lesen recht empfehlen, wird doch der zieldenken Arbeit warmherzig das Wort geredet. — Und das ist's, was ein jeder daraus lernen kann.

Konrad Urban.

Biographisches.

- Karl Fleischer.** * 14. 2. 1885 in Weidenhof, Kreis Breslau. Lehrer in Kreuzburg O./S. Lyriker und Liebertkomponist. S. die Vertonung des Liedes „Silesia!“ auf Seite 6 und 7.
- Elfriede Gärtner.** * 3. 1. 1879 in Brieg (Schlesien). Wohnt in Breslau. Veröffentlichte zwei Gedichtbände: „Aus Sehnsucht und Stille“ (Heege in Schweidnitz) und „Daheim und draußen“ (Preuß & Jünger in Breslau).
- Hugo Gnielczyk.** * 20. 10. 1888 in Ajest (Oberschlesien). Lehrer in Bratsch, Kreis Leobschütz. Veröffentlichte „Aus schweren Tagen“, Erzählungen für Jugend und Volk aus dem 30jähr. Kriege, „Märchen und Geschichten“. (Siwinna in Rattowitz), sowie „Der Riese vom Huhlsberge“, Schlesisches Volksmärchen. (Musen Almanach Verlag, Schlesiengrube O./S.).
- Paul Grabowski.** * 25. 4. 1878 in Voitschow, Kreis Gleiwitz, Lehrer in Orzegow, Kreis Beuthen O./S. Lyriker und Redakteur des Schlesischen Musenalmanachs (Abt. Lyrik und Buchkritik).
- Dr. phil. Johannes Hönig.** * 15. 1. 1889 in Eschieser, Kreis Freystadt. Studienassessor in Liegnitz. Nahm am Feldzuge teil und wurde in der Sommeschlacht 1916 verwundet. Veröffentlichte „Ferdinand Gregorovius als Dichter“ und „Auszug und Heimkehr“, Kriegsgedichte.
- Anton Köhler-Waldheim.** * 19. 12. 1863 in Oberwaldenburg (Schlesien), Fabrikdirektor in Hannover. Veröffentlichte „Kriegsgedichte“ (D. Goedel in Hannover).
- Paul Ruher.** * 25. 12. 1878 in Groß-Runzendorf, Kr. Reiffe. Lehrer a. D. in Ziegenhals O./S. Literaturforscher.
- Marj Zieburny.** * 12. 9. 1875 in Tarnowitz O./S., Rektor daselbst. Veröffentlichte zahlreiche Jugend- und Volkschriften. Eine Anzahl seiner Lieder wurden von Bruno Stein, Richard Rügele, A. Scorra, P. Gaide u. a. vertont.
- Emma-Dorothea von Prittwitz u. Gaffron.** * 7. 11. 1895 zu Obernigk bei Breslau. Enkeltochter des Dichters Conrad von Prittwitz und Gaffron. Zur Zeit beim Roten Kreuz in Litauen tätig.
- Wilhelm August Rieger.** * 21. 10. 1876 in Breslau. Lehrer in Bismarckhütte O./S. Seit 1914 im Felde. Veröffentlichte den obererschlesischen Roman „Unter rauchenden Schloten“ (Schimmel, Breslau IX).
- Paul Sage.** * 9. 2. 1890 in Königshütte. Redakteur in Saarbrücken. Nahm am Feldzuge teil, wurde verwundet und verbrachte seine Erholungszeit im Schlosse der Baronin Margarete von Prittwitz und Gaffron zu Hennersdorf, Kreis Reichenbach, wo er die beiden Conrad von Prittwitz u. Gaffron-Arbeiten schrieb. S. Almanach 1918 I u. 1918 II.
- Richard Schmidt.** * 21. 6. 1890 in Breslau. Redakteur an der „Liegnitzer Zeitung“ in Liegnitz. Wurde in der Sommeschlacht 1916 verwundet.
- Karl Seiffert.** * 1875 in Fiehe (Posen). Widmete sich nach Ablegung der Reifeprüfung dem Postfach. Wohnt in Liegnitz. Veröffentlichte „Aus Jugendentagen“, Gedichte. (Sattler in Braunschweig).
- Dr. phil. Hans Zuchhold.** * 14. 6. 1876 in einem Pfarrhause der südl. Lausitz. Wurde Oberlehrer, nahm am Feldzuge teil und geriet in russische Gefangenschaft. Die Schrecknisse daselbst schildert sein Buch „Aus der Hölle empor“ (Scherl, Berlin). Dr. Zuchhold, gegenwärtig Leutnant in Sprottau, veröffentlichte weiterhin „Frau Sehnsucht“, Verse (vergriffen) und „Vor den Toren der seligen Gärten“, Gedichte (Sellmann in Blogau).

Inhaltsverzeichnis.

	Seite.
An alle Freunde des Schlesischen Musenalmanachs! Von	
Wilhelm Wirbischy	3
Es war einmal. Gedichte von Max Niedurny	9
Der Dichter. Von Elfriede Gärtner	10
Aus stillen Stunden. Gedichte von Paul Grabowski	16
Die Chronik von Sonnengrund. Von Wilhelm Wirbischy	19
An Eichenborff. Gedicht von Paul Ruzer	24
Heimatlänge. Von Paul Ruzer	25
Unser Dorffschuster. Von Hugo Gnielczyk	34
Vom Werden und Vergehen. Gedichte von Anton Köhler-Waldheim	40
Aus unveröffentlichten Briefen Emanuel Geibels. Von	
Paul Sage	42
Annemarie. Von W. A. Rieger	49
Zwei Gedichte. Von Dorothea von Prittvis und Cafferion	60
Zwei Gedichte. Von Karl Fleischer	60
Veröffentlichungen des Logau-Bundes	62
Logau über Kriegszeiten	63
Aus der Dichtermappe der Logau-Bündler	65
Buchkritik	69
Biographisches	79
Bilder: Gleiwitz: Im alten Klosterhof. Mit Gedicht von	
Paul Grabowski.	
Josef von Eichenborff. Zu dem Aufsatze von Paul Ruzer.	
Lieder: Silesta. Kompos. von Karl Fleischer, Worte von Paul	
Grabowski	6
Feierabend. Kompos. von Erich Schnorr, Worte von Hugo	
Gnielczyk	61

